



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1929**

8 (1929)

---



Nummer 8

August 1929

47. Jahrgang



# Vergißmeinnicht

## Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern  
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden  
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,  
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

### Bezugspreise:

Deutschland . . . . .	RM	2.—	Italien . . . . .	Piere	10.—
Einzelbezug . . . . .	RM	2.40	Österreich . . . . .	Schilling	3.30
Schweiz . . . . .	Fr.	3.—	Einzelbezug . . . . .	"	4.—
Elßaß . . . . .	Fr.	15.—	Jugoslawien . . . . .	Dinar	35.—
Belgien . . . . .	Belga	4.—	Ungarn . . . . .	Pengö	2.80
Tschechoslowakei . . . . .	Kc.	20.—	Rumänien . . . . .	Lei	93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten  
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elßaß-Lothringen, Italien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3  
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8  
Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52  
Postcheckkonto Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a  
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:  
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (St. Uri)  
Postcheckkonto Luzern VII 187

### Mariannhiller Missions-Kalender 1930

Liebe Wohltäter und Freunde! Der grüne Bote, seit 42 Jahren ein vertrauter Hausfreund, hat bei Euch Einlaß erhalten. Herzliches Vergelt's Gott dafür! Und wer ihn wieder hinausbringt in die Häuser guter Menschen — wer also *Förderer*-Dienste für Gottes Lohn tut — empfangen doppeltes, dreifaches Vergelt's Gott. — Aber, jetzt kommt etwas! Wir Redakteure und Verleger möchten gerne den Kalender den Lesern noch mundgerechter machen und bitten daher alle Leser um freundlichen Meinungsaustausch, was Ihnen am besten gefallen hat, was besser sein könnte und was jeder gern im Kalender zu finden wünscht. Wir werden dann alle Wünsche, Bitten und Anliegen prüfen und bestrebt sein, von Jahr zu Jahr den Kalender schöner und inhaltreicher zu gestalten. — Alle Zuschriften erbitten wir an den Hochw. P. Direktor, Missionsdruckerei und Verlag St. Joseph, Reimlingen 36, Bayern.



## Briefkasten

**Zur Beachtung:** Man sende Gaben für die Mission immer an die dem Briefschreiber zunächst liegende Vertretung der Mission. Staniol und Briefmarken wolle man erst in größeren Quantitäten senden, da sonst das Porto höher ist als der Wert. Aber nicht senden soll man gebrauchte Stahlfedern, diese kann man

nicht mehr verwenden, sie sind wertlos.

**Aus technischen Gründen** können die Gebetsempfehlungen, Gebetserhörungen usw. erst etwa 6—8 Wochen nach Einsendung in Druck erscheinen. Die Novellen und das Gebet der Klostergemeinde beginnen aber bereits gleich nach der Einsendung.

## Aus Welt und Kirche

**Riesenmission in Kalifornien.** — In den Diözesen Los Angeles und San Diego wurden in 262 Pfarren Missionen in der Fastenzeit abgehalten. Die Propaganda für diese Missionen wurde auf breiter Grundlage durchgeführt. Alle Zeitungen — von den großen Tagesblättern der Hauptstadt bis zu den kleinen Landorganen — wurden während der Mission regelmäßig mit Nachrichten und Bildern bedient; ebenso ließen der Zentralauschuß oder die Ortspfarren in allen Zeitungen große Inserate erscheinen. Künstlerische Plakate wurden durch eine Reklamefirma an den günstigsten Stellen in der ganzen Diözese aufgestellt. Ebenso wurde ein halbwochentlicher Radiodienst eingerichtet. Es hat sich gezeigt, daß gerade mit diesem Radiodienst Katholiken und Nichtkatholiken am besten erreicht werden konnten. Drei Wochen vor der Mission veröffentlichte das Diözesanorgan, „The Tidings“, vierseitige Missionsnummern. Drei dieser Sondernummern mit je einer Auflage von 600 000 Exemplaren wurden in jeder Pfarrei, in jedem Haushalt gratis verteilt. — Aber die Erfolge liegen bisher erst von 56 Pfarreien Berichte vor; diese melden, daß gegen 160 000 Kommunionen ausgeteilt wurden, 241 Protestanten ihren Konvertitenunterricht begonnen haben und 4300 nichttätige Katholiken zu religiösem Leben zurückgeführt wurden. Um die Größe des ganzen Erfolges abwägen zu können, müßte man noch die fehlenden Pfarrberichte sowie die Gesamtbevölkerungszahl und die Konfessionsstatistik dieser Diözesen erfahren. Jedenfalls scheint das von Wien im vergangenen Herbst gegebene Beispiel zu wirken.

**Mussolinis Kampf gegen die Unsitlichkeit.** — Mussolini hat ein neues Rundschreiben an die Provinzbehörden mit Richtlinien für die Bekämpfung der Unsitlichkeit erlassen. Es heißt darin ein-

leitend, das italienische Volk sei seinem Wesen nach enthaltam, arbeitssam, ordnungsliebend und wenig geneigt zu Vergnügungen, die nicht auch dem Geist Befriedigung verschaffen. Wenn die moralischen Verhältnisse des italienischen Volkes im allgemeinen auch nicht ungünstig sind, so dürfen die Behörden doch nicht aufhören, darüber zu wachen, daß die Keime des Verderbens die Lebenskraft des Volkes nicht schwächen und zerstören. Seit dem Krieg macht sich in allen Volksklassen ein unersättliches Bedürfnis nach materiellem Genuß geltend, oft scheint es, als ob die Menschen keinen anderen Wunsch mehr hätten, als möglichst hemmungslos zu genießen. Ein wahrhaft fieberhaftes Bestreben nach immer neuen Formen des Vergnügens ist bemerkbar. Diese gefährliche Entwicklung muß bekämpft werden, wenn auch dauernde Ergebnisse nur durch geduldige Erziehungsarbeit erzielt werden können. Das Rundschreiben beschäftigt sich im einzelnen mit dem Kampf gegen den Alkoholismus, gegen die Rauschgifte, die Pornographie, die Prostitution, die Geburtenbeschränkung, das Vagabundieren, die Wucherei und die Glücksspiele. Der Mißbrauch der alkoholischen Getränke zeigt in Italien zwar keine besonders gefährdenden Ausmaße, dennoch muß auch dieses Abels mit allem Nachdruck bekämpft werden. Die faschistische Regierung hat es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen, neue Gesetze zur Bekämpfung des Alkoholismus zu schaffen, da die frühere Regierung weder wirksame Bestimmungen dazu getroffen hat, noch imstande war, die vorhandenen wirklich durchzusetzen. Mussolini fordert die Behörden auf, mit Strenge darauf zu achten, daß keine neuen Lizenzen für Schankstätten gegeben werden. Die Überwachung der bestehenden Alkoholgeschäfte wird verschärft. Die Überschreitung der Polizeistunden darf nur in ganz beson-



deren Ausnahmefällen zugelassen werden. Besonders wichtig sind die Bestimmungen gegen die Pornographie. Alle Arten von künstlerischen Darbietungen unterliegen der vorherigen Genehmigung der zuständigen Quästur, die erteilte Lizenz kann im Fall des Mißbrauches widerrufen werden. Die „Gazzetta Ufficiale“, das Organ der italienischen Regierung veröffentlicht die Vorschriften zur Kontrolle der öffentlichen Darstellungen nach dem neuen Gesetze zum Schutz der nationalen Sicherheit. Die neuen Bestimmungen geben die Handhabe zum Einschreiten gegen sozial schädliche Darstellungen aller Art. Verboten sind alle Schauspiele, welche: 1. Laster und Verbrechen rechtfertigen, Haß oder Widerwillen zwischen den sozialen Klassen erregen; 2. die Person des Königs, des Papstes, des Regierungschefs, der Minister, die Einrichtungen des Staates, die Herrscher und Vertreter fremder Staaten, sei es auch nur durch Anspielungen, beleidigen; 3. bei der Menge Verachtung der Gesetze erregen, gegen das nationale oder religiöse Gefühl verstößen, die internationale Verständigung stören; 4. das Ansehen der Behörden, der Beamten, der bewaffneten Macht oder das Privatleben und die Grundsätze der Familie angreifen; 5. Verbrechen zum Gegenstand haben, deren Darstellung eine Gefahr für die öffentliche Meinung bedeutet; 6. in sonst einer Form, auf Grund besonderer Umstände der Zeit, des Ortes oder der Person als öffentlich schädlich betrachtet werden müssen. — Daran dürften andere Länder sich ruhig ein Beispiel nehmen, nötig wäre es. —

**Muttersprache, Mutterlaut . . .** In einem Schreiben des Provinzialschulkollegiums Berlin-Lichterfelde gibt es einen schönen Satz, der heißt so:

„Aus besonderer Veranlassung weisen wir darauf hin, daß nach einem im Einverständnis mit dem Herrn Finanzminister ergangenen Erlaß des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung diejenigen Lehrkräfte, die ein zur Anstellung als Oberschullehrer oder Oberrealschullehrer in einer höheren Lehranstalt berechtigendes Zeugnis, wie Turn-, Zeichen-, Gesang- oder Mittelschullehrerzeugnis oder ein zur Anstellung als Oberschullehrerin für wissenschaftlichen oder technischen Unterricht erworben haben und die endgültige Anstellungsfähigkeit besitzen, im Gegensatz zu der Vorschrift in Ziffer 75 der Befoldungsvorschriften, die nur für die bis zu dem Erlaß vom 28. August 1922

— 112, W 1 — an höheren Lehranstalten zulässige Anstellung von Elementarlehrern Gültigkeit hatte, ohne Rücksicht auf Lebensalter, d. h. auch vor dem vollendeten 27. Lebensjahr, in einer freien, zur Befetzung durch das Patronat freigegebenen und der Anstellungssperre nicht mehr unterliegenden Stelle angestellt werden können.“

Da kann man nur sagen: Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut.

**China.** — 15 katholische Missionare ermordet. Einem Berichte aus Rom zufolge beläuft sich die Zahl der in den letzten sechs Jahren in China ermordeten katholischen Missionare nunmehr auf 15. Es sind dies drei Passionisten, vier Patres von Scheut, drei Franziskaner, zwei Jesuiten, einer von den Pariser Missionen, ein Pater der Picpus und zwei eingeborene chinesische Priester.

**Die katholische Kirche.** — Nach dem Päpstlichen Jahrbuch für 1929 zählt die römisch-katholische Kirche 14 Patriarchate, 245 Erzbistümer, 908 Bistümer, 57 Abteien, Prälaturen, Apostolische Administrationen und Jurisdiktionen verschiedener Art, 331 Vikariate und Apostolische Präfecturen. Insgesamt hat die Kirche demnach gegenwärtig 1555 geistliche Jurisdiktionen, die den 300 Millionen Gläubigen dienen. Außer diesen 1555 wirklichen Jurisdiktionen zählt man etwa 600 Titularbischöfe, die, wenn sie auch nicht eine eigene Diözese haben, doch bischöflichen Charakter besitzen. An diplomatischen Vertretungen unterhält der Heilige Stuhl insgesamt 50 und zwar 24 Nuntiatoren, 4 Internuntiatoren, einen Geschäftsträger und 21 Apostolische Delegaturen. Die Nationen sind durch 11 Botschafter und 18 Gesandte beim Hl. Stuhl vertreten.

**Vernichtende Zahlen.** — In „Der Mannuskript“, Heft 16, lesen wir: „Die Wirtschaft sieht sich in Deutschland vor turmhohen Hindernisse gestellt. Wie riesig die sich der Wirtschaft und deren Angehörigen entgegenstehenden Schwierigkeiten sind, geht deutlich aus einer Notiz hervor, die in diesen Tagen von der Tagespresse gebracht worden ist.

In Deutschland werden in jedem Monat drei Millionen Wechsel präsentiert. Ein Drittel von ihnen geht zu Protest, sodaß täglich für 33 000 Wechsel kein Geld vorhanden ist.

Tag für Tag werden 90 000 Zahlungsbefehle geschrieben.

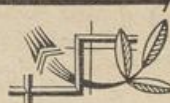
Tag für Tag werden 35 000 Pfändungen vorgenommen.



# Vergißmichicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission



Nummer 8

August 1929

47. Jahrgang

## Maria Himmelfahrt

Wir knien vor ihrem Bilde,  
Die einst auf Erden war,  
Die strahlt im Lichtgesilde  
Des Himmels sonnenklar.

Wer war wie sie bescheiden,  
So demutsvoll und rein.  
Drum durft geschmückt mit beiden  
Sie Mutter Gottes sein.

Sie ging durch Leid und Schmerzen  
Mit dem geliebten Sohn,  
Den sie einst trug am Herzen;  
Jetzt strahlt sie auf dem Thron.

Und fleht für uns, die Armen;  
Sie hat ein Mutterherz,  
Das voll ist von Erbarmen  
Mit unserm Erden Schmerz.

Drum, will's dir bange werden,  
Weil du so sündhaft bist;  
Verzage nicht auf Erden,  
Da sie dir Mutter ist.

Laß doch dein Herz erglühen,  
In heißer Lieb' zu ihr;  
Dann wird dir Glück erblühen  
In Ewigkeit und hier.





## Bum Feste Maria Himmelfahrt

**U**nter allen Festen der seligsten Jungfrau ist keines für Maria herrlicher, als das Fest ihrer Himmelfahrt, an welchem wir ihren glückseligen Tod und ihre glorreiche Aufnahme in den Himmel feiern, und sie von ihrem Sohne die unsterbliche Krone und den Besitz eines über alle Heiligen erhabenen Thrones erhielt.

Nachdem Jesus Christus als Überwinder des Todes und der Hölle in den Himmel aufgefahren war, blieb seine seligste Mutter zu Jerusalem und verharrte im Gebete mit den Aposteln und Jüngern, bis sie mit ihnen den hl. Geist empfangen hatte. Der hl. Apostel und Evangelist Johannes, dem der Heiland sie am Kreuze als seine Mutter empfohlen hatte, war indessen für ihren zeitlichen Unterhalt besorgt. Als aber nach dem Tode des hl. Stephanus eine große Verfolgung der Gläubigen zu Jerusalem entstand, entfernte sich auch die seligste Jungfrau aus der Stadt und nahm zu Ephesus mehrere Jahre lang ihre Wohnung. Die Väter des allgemeinen, zu Ephesus im Jahre 431 gehaltenen Kirchenrates preisen deshalb diese Stadt vor allen andern glücklich, weil der hl. Evangelist Johannes und die allerseeligste Jungfrau Maria, in ihr gewohnt hätten. „Da“, sagen sie, „wird der hl. Johannes und die Jungfrau Maria, die Gottesgebärerin ganz besonders verehrt; dahin strömen die Gläubigen von allen Seiten her mit heiligster Andacht.“ Aus dieser Erklärung haben einige Gelehrte schließen wollen, die seligste Jungfrau wäre auch zu Ephesus gestorben; allein allgemeinere Meinung ist, sie habe sich aus göttlicher Eingebung vor ihrem seligsten Tode nach Jerusalem begeben, wo man auch von Alters her ihr Grab zu Gethsemani in einen Felsen gehauen gesehen habe. Man hält insgemein dafür, daß sie nach einem in Gott ganz verborgenen Leben ein hohes Alter erreicht hat. Das Sterben der Heiligen muß nicht für einen Tod, sondern für einen süßen Schlaf angesehen werden, was gewiß noch vielmehr der Fall war bei Maria, der Königin der Heiligen, die von aller Sünde frei war. Aber von diesem süßen Schlafe erwachte die seligste Mutter Gottes bald wieder; ihre heiligste Seele vereinigte sich nach einer frommen Überlieferung mit ihrem reinsten Leibe aus besonderem Vorzuge wieder, und so wurde sie in den Himmel aufgenommen.

Diese Überlieferung war schon im 6. und 7. Jahrhundert in den Kirchen des Morgen- und Abendlandes allgemein verbreitet; ja man kann mit Grund ihren Anfang in die apostolischen Zeiten setzen. Sie ist zugleich auf die Gefinnungen der Andacht und Ehrfurcht, die wir der Gottesmutter schuldig sind, gegründet. Die Verehrung der hl. Väter gegen die Mutter Gottes war so groß, daß einige kein Bedenken trugen,





Maria Himmelfahrt!

Paul Deschwenden



zu glauben, sie sei niemals gestorben. Der hl. Epiphanius meinte, weil man keine Meldung von ihrem Tode finde, dürfe man annehmen, daß sie von Gott das Vorrecht der Unsterblichkeit empfangen habe und ohne zu sterben in die ewigen Freuden des Himmels eingegangen sei. Daß die seligste Jungfrau auch dem Leibe nach in den Himmel aufgenommen sei, nehmen die hl. Väter allgemein an. Nach einer alten Tradition hat vor mehr als tausend Jahren der hl. Johannes Damascenus geschrieben, daß die Apostel sich auch aus besonderer Fügung Gottes bei ihrem heiligen Tode eingefunden, den entseelten Leib unter himmlischen Tröstungen und Gesängen bei Gethsemani begraben und nach drei Tagen, als der erst angekommene hl. Thomas sie noch sehen wollte, und die bisher vernommene himmlische Musik aufgehört hätte, bei geöffnetem Grabe nichts als die einen balsamischen Geruch von sich gebende Leinwand ohne den seligen Leib gefunden hätten. Das ist eine Legende, die eben von der Verehrung zeugt, die der allerseeligsten Jungfrau von Anfang an entgegengebracht wurde, welche der Maler hier auf dem Bilde so gut festgehalten hat.

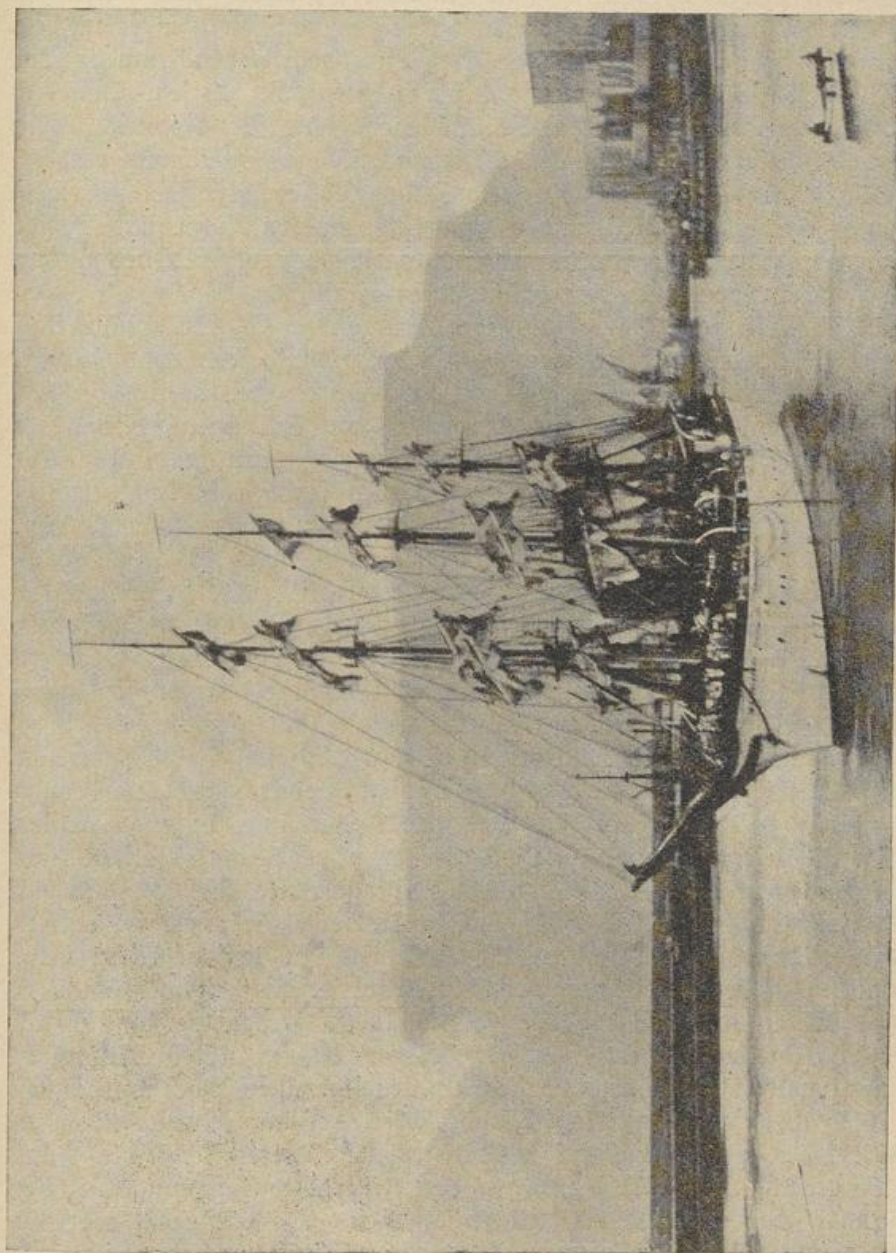
Dieses Fest der Himmelaufnahme Mariä ist der Beschluß ihres hl. Lebens; an diesem sind alle ihre Tugenden, die wir an ihren übrigen Festen insbesondere verehren, gekrönt worden. Was wird Jesus getan haben, als er seine Mutter in sein ewiges Reich einführte? Als er sie auf einen über alle Chöre der seligen Geister weit erhabenen Thron setzte? Die Glorie war groß. Die Menschen sind aber viel zu schwach, von solcher Herrlichkeit zu reden; sie muß, wie der hl. Bernhard sagt, nach der Macht des Sohnes und der Würde der Mutter bemessen werden; beides aber übersteigt unsere Begriffe.

## Betschuanaland, als Missionsgebiet vom St. Stuhl den Mariannhillern übertragen

Eine Mitteilung der Generalleitung an die Schriftleitung besagt, daß der Genossenschaft der Mariannhiller Missionare ein neues Missionsgebiet übertragen wurde und zwar in Süd-Rhodesia und Betschuanaland, in der Größe des gegenwärtigen deutschen Reiches.

Da die neue Mission wohl einen erheblichen Teil des Betschuanalands umfaßt, wird es unsere Leser gewiß interessieren, etwas Näheres von diesem Gebiete zu erfahren. Dieses Gebiet liegt im Bereiche des Wendekreises des Steinbocks etwa 21°—24° südlicher Breite und 22°—27° östlicher Länge und grenzt im Norden an Rhodesia, im Süden an die Kapkolonie (Grenzfluß Orange-River), im Osten an Transvaal (Grenzfluß Limpopo) und im Westen an die Kalahariwüste, d. h. es bildet einen Teil der Kalahari und diese grenzt im Westen





Ein deutsches Segelschiff in afrikanischen Gewässern



an das ehemalige Deutsch-Südwestafrika. Die neue Mission liegt also im Innern Südafrikas weit entfernt von den Küsten und jeglicher Zivilisation. Es ist, mit einfachen Worten gesagt, ein wasserarmes Gebiet und dazu verhältnismäßig schwach bevölkert. Die Mission steht hier vor großen Schwierigkeiten. Aber es wohnen hier Menschen mit unsterblichen Seelen und der gute Hirt geht ihnen auch in die Wüste nach, daß sie dort nicht verschmachten. In diesem Inneren Südafrikas wohnen räumlich weit ausgedehnt die Betschuanen. Diese müssen als ein Mischvolk auf Rassengrundlage bezeichnet werden. Sie bilden den Übergang von den Zulu (Rassen) zu den übrigen Stämmen Zentralafrikas, weichen zwar in manchen Beziehungen von ersteren ab, bilden aber immerhin ein abgeschwächtes Bild des Zulu-typus sowohl körperlich, als staatlich und sozial.

Ihre Wohnsitze erstrecken sich über das ganze Innere Südafrikas von den Drakensbergen bis nach der Kalahariwüste und vom Oranje-Fluß nach dem Sambesi. Im Süden und Westen werden sie von den Hottentotten und Buschmännern, im Osten von Zulu und Matabele umringt, im Norden besteht keine feste Grenze, wenn man nicht den Sambesi als solche betrachten will. Politisch sind sie in den verschiedenen britischen Ländern aufgeteilt, d. i. der südafrikanischen Union. Ihren westlichen Wohnsitzen entsprechend, nennt man diese Betschuanen auch Bakalahari, das Kalaharivolk; sie zerfallen in die Stämme der Baralong, Bahurutse, Batatla, Bangwaketse, Batlapi im Süden, Bakwena in der Mitte und Bamangwato, Batleti, Bakololo im Norden. In den früheren Burenpubliken und dem an die Kapkolonie angeschlossenen Basutoland leben die Ostbetschuanen oder Basuto.

Die Gesamtzahl der Betschuanen beträgt vielleicht 350 000, welche sich auf ein Areal von 275 000 qkm verteilen, wodurch die Bevölkerung so zerspittert wird, daß an feste und starke Verbände nicht zu denken ist. Im Protektorat Betschuanaland mögen etwa 33 000 Batlapi oder Baralong leben, nördlich davon 20 000 Bangwaketse, 30 000 Bakwena, 40 000 Bamangwato, 60 000 Angehörige kleinerer Stämme, im ganzen 180 000 Menschen. Die Zahlen mögen etwas zu tief gegriffen sein, jedenfalls ist der Bevölkerungsstand nicht zu vergleichen mit Natal.

Die Dörfer und Städte der Betschuanen werden gewöhnlich an geschützten Stellen, auf oder am Rande von Felsen, auch in Mimosenhainen angelegt. Die Hütten haben ein kegelförmiges Dach und ruhen auf Pfählen, um welche eine Wand aus Lehm und Dornestrüpp in Kreisform gebildet wird. In der Mitte des Dorfes steht die Hütte des Häuptlings, der sich diejenigen der Unterhäuptlinge und die Behausungen des übrigen Volkes anschließen. So entstehen regellose Hüttengruppen, deren Raum noch durch Viehhürden sehr beschränkt wird. Da die Betschuanen gerne große Ansiedlungen erstreben, so ist ein Zurechtfinden in einer solchen „Stadt“ sehr schwer. Die Bevöl-



ferung beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht. Ersterer ist weniger häufig. Er wird von beiden Geschlechtern ausgeübt und besteht hauptsächlich im Anbau von Mais, Hirse, Kürbissen, Melonen, Rüben, Tabak, Kartoffeln und Weizen. Die Felder des Häuptlings und seiner ersten Frau werden vom ganzen Stamme bestellt. Die Viehzucht bildet wie bei den Raffern, den Grundstock alles Reichtums. Nimmt man ihnen das Vieh, so sind sie verloren, da ihr ganzer Nationalwohlstand darauf beruht. Zwei Rinderarten wiegen vor; das Sangarind und das Bakotarind, ersteres großhörig und mittelgroß, letzteres kleiner aber sehr fleischig und milchreich. Da fast niemals Rinder geschlachtet werden, so belaufen sich die Herden auf eine große Kopfszahl. Wie hoch die Viehzucht geschätzt wird, ergibt sich aus der Sitte, die Häuptlinge in den Viehhürden zu begraben.

Die Nahrung der Betschuanen besteht aus Milch, Brei von Hirse und Fleisch. Sie sind starke Raucher und Schnupfer. Sehr geschickt sind sie in Anfertigung von Hausgeräten, Krügen, Löffeln, Becken, Mörjern, Trinkschalen, Gefäßen aller Art, welche oft mit gutem Schnitzwerke versehen werden.

Die Frauen der Betschuanen werden für Vieh gekauft und zwar kostet ein Weib 5—6 mitunter bis zu 30 Stück Vieh. Neben der Hauptfrau werden mehrere Nebenweiber gehalten; der Sohn erbt die Frauen des Vaters. Frauen werden nur geschätzt, wenn sie Kinder haben. Unfruchtbare dürfen ohne weiteres verstoßen werden.

Heiraten zwischen Geschwistern und Geschwisterkindern werden nicht gestattet, ebensowenig zwischen Onkeln und Nichten, Tanten und Neffen.

Die Betschuanen haben die Vorstellung, daß der Tod nur durch äußere Einwirkung, durch Zauber hervorgebracht wird. Sie glauben an eine mögliche Rückkehr der Toten. Die Verstorbenen werden in hochender Stellung beigesetzt und mit Gewaren für das Jenseits versorgt. Ein Wort für die Gottheit fehlt in der Betschuanensprache, dagegen scheinen sie außer den Geistern der Abgeschiedenen auch den Geist des Himmels zu verehren oder wenigstens zu fürchten. Großen Einfluß besitzen die Regenmacher. Auch Gottesurteile kommen vor, sie bestehen in Nötigung von Einnehmen von Erbrechen erregenden Mitteln. Schlangen stehen in hohem Ansehen. Das Chamäleon und die Eidechsen werden als Urheber großer Übel angesehen. Im Jahre 1885 wurde Betschuanaland zum englischen Territorium erklärt.

Die ersten Weißen drangen in dieses Land ein zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es waren christliche (protestantische) Missionare. Unter diesen Pionieren sind Dr. Robert Moffat und Livingstone die bekanntesten. Sie übten auf den mächtigen Häuptling im Betschuanaland mit Namen Rhama einen segensreichen Einfluß aus und bekehrten ihn zur wesleyanischen Religion. Er nahm es mit seiner „Bekehrung“ ernst. Rhamas Reich umfaßte einen beträchtlichen Teil des ganzen



Betschuanalandes — heute wird noch ein Teil „Rhama's country“ bezeichnet — hatte aber unter der Feindschaft des Matabelehäuptlings Lobengula viel zu leiden.

Die englischen Missionare (John Mackenzie) hatten außer der Mehrung des Reiches Gottes auf Erden auch noch die Ausdehnung Old Englands in ihr Programm aufgenommen. Das Resultat ihrer Bemühungen war dann die 1885 erfolgte Annexion durch England, ein Verdienst Cecil Rhodes zum größten Teil.

Im Jahre 1893 durchreiste der Oblatenmissionar P. Porte das Land. Seiner langjährigen Erfahrung in den südafrikanischen Verhältnissen, besonders auch im Basuto- und Betschuanalande können wir ruhig



Gruppe heidnischer Frauen und Kinder

vertrauen. Nach ihm ist das Betschuanaland im allgemeinen eben, sandig, trocken und wasserarm. Im Süden ist die Landschaft noch öder, wegen des Kalksteines, der sich in großer Menge an der Oberfläche des Bodens befindet. Im Norden dagegen ist der Boden schwarz, tonerdig, fruchtbar, durchsetzt von Wasserlinien und Quellen. Ist das Betschuanaland zum Teil Wüste, so hat es aber auch sehr gute Weideplätze. Das Gras ist verschieden von dem in den Drakensbergen, es ist „das süße Gras“, das eine ganz erstaunliche Höhe erreicht und für das Vieh äußerst gesund und wohlschmeckend. Dank des zerstörenden Einflusses der Diamantminen, die ihr ganzes Brennmaterial aus dem Betschuanenlande beziehen, ist der Süden im Vergleich zum Norden



arm an Holzbeständen und Weiden. Im Norden gibt es noch Urwälder, die in ihrer Ausdehnung 50, 80, 90 selbst 100 englische Meilen betragen. Für Pferdezucht ist das Land nicht geschaffen. In den Monaten Januar, Februar, März sind die Regengüsse so häufig, der Tau während der Nacht so stark, die Vegetation so tropisch, daß das Gras der Prärie für Pferde, Esel, sogar für Schafe von der schädlichsten Wirkung ist.

Tatsache ist, daß das Wasser an der Erdoberfläche mangelt, daß es verhältnismäßig wenig Quellen gibt und daß dann noch das Wasser selten rein und gut ist. Während der Zeit der Dürre reist man oft 50, 60, 80 km ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu finden. Wassermangel ist die große Landesklage. In den Niederungen und in der Nähe von Flüssen könnte man allerdings mit größeren Mitteln Reservoirs und Brunnen anlegen. Wo dies geschehen kann, ist das Land ersprießlich. Das Klima ist trotz der Nähe der heißen Zone noch erträglich. Die ärgste Tageshize ist von 10 Uhr bis 15 Uhr. Doch erfrischt der geringste Schatten ungemein. Die Nächte sind wahrhaft köstlich. Das Betschuanaland liegt etwa 3000—4000 Fuß über dem Meerespiegel. Das Land ist im Süden völlig eben, im Norden dagegen ist es von Tälern und niederen Höhenzügen durchschnitten.

Einstmals waren seine Wälder von Löwen, Leoparden, Zebras, Kamelen dicht bevölkert; heute sind diese Tiere selten geworden, aber Jagdtiere gibt es noch in Menge, so Hirsche, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Kaninchen, Hasen. Zahlreich sind auch die Schlangen, die Cobra, Puffotter, Mamba. Die Bäume der Wälder tragen fast alle mehr oder minder dicke Früchte, auf welche die Eingeborenen sehr verfallen sind, besonders in Zeiten der Hungersnot. Man findet häufig den Kamelbaum, der alle Waldriesen überragt. Es gibt Akazien, Oliven, Mimosen, Schwarz- und Silberpappeln, Mispelbäume, Kakteen usw.

Politisch zerfällt das ungeheure Gebiet in drei Teile.

1. Britisch Betschuanaland, begrenzt vom Vaal- bis Moloposflusse, Transvaal und Kalahari mit einer Oberfläche von 16 800 englische Quadratmeilen. Hier wohnen Europäer, teils Buren; die Betschuanen leben in Reservationen.

2. Das sog. Protektorat, das vom Moloposflusse sich bis zum Wendekreis des Steinbockes erstreckt, im Osten von Transvaal im Westen von der Kalahari begrenzt. Größe: 16 200 englische Quadratmeilen.

3. Die Kalahari, mit einer Oberfläche von 50 000 Quadratmeilen; hier wohnen die Buschmänner und Balalas (Skaven), kurz, alle jene tief gesunkener Nomadenstämme, die man gemeiniglich unter dem Namen Bakalahari (Leute der Wüste) zusammenfaßt.



In welchen Teil dieses ungeheuren Gebietes nun die Vortruppen der Mariannhiller Missionare vorstoßen werden, wird noch genauer bekannt gegeben. Jetzt schon ist aber sicher, daß eine überaus schwere Aufgabe ihrer harret, die nur mit starkem Opferwillen und tatkräftiger Hilfe erfüllt werden kann. Wenn je ein Weinberg steinig war, ist es das neue Missionsgebiet hier unter dem Wendekreis des Steinbockes.

## Drei Fälle!

Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Heidenhof

Liefernst, wie niedergeschlagen, kam der junge Kaplan von einem Krankenbesuche heim. Schweigend vor schwerer Sorge nahm er von dem einfachen Abendessen kaum ein paar Bissen. Mitfühlend und verstehend ruhten die Blicke des greisen Pfarrherrn auf den seeleneifrigen und sonst so frohgesinnten Amtsbruder:

„Ich ahne, was Ihnen zugestoßen . . . Der Kranke will sich nicht versehen lassen? Hat er Sie abgewiesen?“

„Ja. Als ich ihm zu verstehen gab, daß eine gute Lebensbeichte ein tröstlicher Wegwart wäre, ob es nun zum Leben oder zum Sterben ginge, da hat er mir wortlos den Rücken gekehrt. Es ist mir unfassbar, daß liebende Sorge um Leibeswohl und Seelenheil so schnöde zurückgewiesen wird. Ich kann nicht mehr tun als für den Kranken beten.“

„Ja, das tun wir . . . Ich habe Hoffnung, daß er uns doch noch holen läßt, wenn sich sein Zustand verschlimmert. Er war sonst ein gutwilliger Mensch, ein homo bonae voluntatis, dem nach dem Engelswort Friede und Seligkeit verheißen. Nur in den letzten Jahren hat er sich mehr und mehr zum Unglauben verführen lassen. Beten wir, daß die Macht der Bosheit nicht den letzten lichten Gottesfunken in ihm verlösche. Sie sind noch jung, Herr Kaplan, und voll der heiligen Ideale, wie es sich für einen rechten Seelsorger gehört. Sie sind heute schon niedergeschmettert durch den einen Fall, den Sie eben erlebten. Sie werden noch mehr und Schwereres erfahren, wie es auch bei mir war. Denn es gibt ein Geheimnis der Bosheit, so abgründig, daß sich selbst der Himmel weigert, zu Hilfe zu kommen. Ich habe drei solche Fälle erlebt, die ich Ihnen nun berichten will, damit Sie sich, wenn es auch Ihnen geschehen sollte, in den vorsehenden Willen des Höchsten finden und nicht mit zwecklosen Selbstvorwürfen quälen.“

Es gibt eben Fälle, wo der letzte lichte Gottesfunke im Menschenherzen völlig vernichtet ist, wo die Bosheit schon zur Lebenslust geworden . . .

Ich war ein junger Kaplan wie Sie, da wurde ich eines Abends zu einem Sterbenden gerufen. Meine Verwunderung war ebenso groß wie meine Freude, denn der Kranke war ein verstockter Gotteslästerer, dem es förmlich eine Lust war, den Himmel und alles Heilige mit dem Unflat seines satanischen Hohnes zu besudeln. Wenn er an einem Kreuze oder an einer Kirche vorbeikam, schäumte er schier vor Wut, daß die Leute schauderten. Und nun, in seiner Sterbestunde, ließ er mich rufen . . . Mir schwoll das Herz vor Freude, dem Himmel eine längst verloren geglaubte Seele retten zu dürfen. Ich eilte, was ich konnte, damit wir ja nicht zu spät kämen. Wir kürzten sogar den Weg ab und liefen über Wiesen und Felder. Aber das wahrte nicht lang. Denn wir kamen über eine Heide, die mit unabsehbaren Scharen von Raben besetzt war. Unheimlich flatterten uns die krächzenden Tiere in der hereinbrechenden Nacht um die Knie. Wir wateten förmlich in diesem Meere von schwarzschillernden Raben und mußten es endlich aufgeben. Denn es war undenkbar, uns weiter einen Weg durch diese schauerlichen Scharen von Raben zu bahnen, die uns immer bedrohlicher umflatterten. Ich konnte mir auch nicht denken, woher diese Unmenge von Raben auf einmal kam, und hatte schon ein unheimliches Gefühl, als könnte es nicht ganz mit rechten Dingen zugehen, wie man so sagt. Kurz und gut,



wir mußten notgedrungen umkehren und uns auf die Straße begeben, die in weitem Bogen zu dem Hause des Sterbenden führte. Als wir die Straße zur Hälfte zurückgelegt hatten, kam uns schon ein Bote entgegen: „Hochwürden, es ist nicht mehr nötig, daß Sie noch kommen. Der Kranke ist schon gestorben.“

Ich war niedergeschmettert, weil es mir nicht mehr vergönnt war, dem Himmel die Seele eines Sünders zu retten. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht gleich die Straße gewählt hatte. Da wäre ich vielleicht noch recht gekommen. Aber ich wollte ja ohnehin auf dem kürzesten Wege hinein, und bin da auf das Rabenhindernis gestoßen. Es war wohl Gottes Wille, daß alles so kam. Die Raben, Herr Kaplan, habe ich lange nicht aus dem Kopf gebracht.“

„Das kann ich Ihnen nachfühlen, Herr Pfarrer. Es wird schon nichts Rechtes gewesen sein mit diesen Raben. Vielleicht waren es die Sündenscharen des Sterbenden?“

„Gottes Wille, Herr Kaplan, wie auch in einem anderen Falle. Ich wurde wieder zu einem Versehgang gerufen. Es eilte. Der Mesner stand schon bereit. Aber es gelang mir nicht, den Tabernakel aufzusperren. Ich mühte mich wohl eine halbe Stunde. Alles vergeblich. Ich brachte das Schloß nicht auf. Ich war wie verzweifelt. Ich betete, rief den Himmel um Hilfe an, machte ein Gelöbniß, wenn es mir gelänge, den sterbenden Sünder zu retten. Denn auch in diesem Falle handelte es sich um einen ganz Verstorbenen, dem die Bosheit Lust war. Alles aber war vergebens. Endlich kam auch hier ein Bote, der mir das schon erfolgte Hinscheiden des armen Menschen meldete. Ich drehte den Schlüssel eben noch einmal im Schloß, und siehe da sprang das Türchen sanft und sachte auf wie sonst auch. Ich stand vor einem Rätsel, das ich mir nicht erklären konnte.“

„Ich denke, daß eine höhere Hand im Spiele war — eine Weigerung des Höchsten . . .“

„Gottes Wille, Herr Kaplan. Immer Gottes Wille. Ich hatte das Meine getan, der Herr hat es anders gefügt. Sein heiliger Wille geschehe . . . In einem anderen Falle kam ich mit dem begleitenden Mesner bei einem Versehgang durch ein mir wohlbekanntes, schmales Waldstück. Es war heller Tag, wir gingen den gewohnten Waldweg, den einzigen übrigens, den es gab. Denn das Wäldchen umfaßte höchstens dreißig Tagwerk Grundfläche mit lichtem Baumbestand, sodaß ein Verirren darin unmöglich war. Und dennoch geschah es mir und dem Mesner bei dem damaligen Versehgang, daß wir uns vergingen und immer wieder auf den nämlichen Fleck zurückkamen. Wohl zwanzigmal gingen wir so in die Irre, obwohl das, wie schon gesagt, sonst ein Ding der Unmöglichkeit war. Uns wurde schon unheimlich, wie sich denken läßt, denn ganz abgesehen von dem Ungewöhnlichen, was uns da geschah, verfloß die kostbarste Zeit ungenützt zur Rettung eines Sünders in letzter Not. Das Schicksal einer Ewigkeit hing an unserem Irrweg. Endlich kam auch hier der Bote und sprach sein „Zu spät!“ Und sehen Sie, von diesem Augenblicke an gab es kein Irrgehen mehr.“

„Seltsam, seltsam“, nickte der Kaplan in Sinnen. „Es liegt auf der Hand, daß in allen drei Fällen eine höhere Macht das Gelingen des Versehganges verhindert hat. Das hochwürdigste Gut wollte nicht an Unwürdige vergeudet sein.“

„Sagen wir einfach: Es war Gottes Wille. Die Bosheit hat eben ihr Geheimnis, das wir nicht ergründen. Sie hat auch ihr eigenes Gesetz. Wie es Gottes Lust ist, Gott und gut zu sein, so ist es des Teufels Lust, Satan und satanisch zu sein. Das mag auch von ihren Anhängern gelten. Die Guten freut das Gute, die Bösen das Böse. Wir können diese Dinge nicht ändern. Wir müssen uns damit abfinden, daß in allem Gottes Wille geschieht. Seine Ratschlüsse sind unerforschlich. Wir wissen nicht, was er im einzelnen vorhat. Wir dürfen also nicht richten und verurteilen, denn Gott ist auch der Allerbarmer. Ich selbst habe ja auch keinen Zweifel, daß die drei Fälle, die ich Ihnen erzählte, auf höhere Fügung geschahen. Und da gibt es nur eins: sich fügen und den Weg des Lichtes und der Liebe unbeirrt weitergehen. Alles andere steht bei Gott. Sein heiliger Wille geschehe . . . Amen!“



# Gedanken zum Eingeborenen-Problem

Von Frater Otto Heberling, R. M. M.

Viel geredet und geschrieben wird zur Zeit nicht bloß in Süd-Afrika, sondern auch in Amerika und Europa über das sog. Eingeborenen-Problem in Südafrika. Im folgenden soll auch den Lesern des Vergißmeinnicht einiges über dieses Problem zur Aufklärung und zum Überlegen vorgelegt werden.

Was hat man denn, um gleich auf die Sache einzugehen, unter dem Eingeborenen-Problem überhaupt zu verstehen? Kurz zusammengefaßt handelt es sich um die Lösung der Frage: Wie soll in Zukunft das soziale Verhältnis zwischen den schwarzen Eingeborenen und den in Süd-Afrika eingewanderten Weißen, den Europäern sein? — Wie soll sich in der Folgezeit das Zusammenleben beider Rassen gestalten? — Diese Frage beantworten sich nun die Weißen in Süd-Afrika in ganz verschiedener Weise, je nachdem wo ihre Interessensphären liegen oder wie ihre Welt- und Lebensauffassung ist oder wie weit auch der Verstand des einzelnen reicht. Verschieden ist die Auffassung der Engländer von der Auffassung der Buren. Anders ist die Auffassung der Farmer, anders die Meinung der Kaufleute usw. Doch, bei aller Vielfältigkeit der Meinungen und Auffassungen kann man ziemlich leicht drei große Richtungen oder Schulen herauskennen:

1. Die Schule der Repressionisten;
2. Die Schule der Aqualisten;
3. Die Schule der Segregationisten.

1. Die Schule der Repressionisten, d. h. die Schule für absolute Bedrückung und Niederhaltung der Eingeborenen, hatte bislang die meisten Anhänger unter den Weißen. Die Parteigänger dieser Schule lehren und sagen: Der Schwarze, der Eingeborene Süd-Afrikas, ist ein minderwertiges Geschöpf und kann sich von seiner Inferiorität nie zu einer höheren Kulturstufe emporschwingen. Mit ihrer Allwissenheit behaupten sie: „Nach Gottes Willen soll der Schwarze nichts anderes sein als ein Holzhauer und Wasserträger für den Weißen. Wenn einer versucht, den Schwarzen von dieser seiner Stellung zu einer höheren zu bringen, dann mischt er sich in den Plan und die Absichten Gottes hinein und bringt so Elend über sich und den Schwarzen.“ Die südafrikanischen Repressionisten betrachten den Eingeborenen als ein „lästiges Kind“. Solange dieses Kind schön still ist und sich schön „brav“ benimmt, soll man es ruhig sein einfaches Leben von Halb-Barbarismus in den Eingeborenen-Reservationen oder in irgend einer kleinen Ecke auf der Farm eines Weißen leben lassen, wenn es nur ab und zu, nein, jedesmal, wenn der Weiße





Bei Gelegenheit der Schulkurse arbeiten weiße Schulinspektoren mit schwarzen  
Gewerbe-Lehrer bei praktischen Übungen  
Lehrern in den Werkstätten von Mariannhill



pfeift, auf der Bildfläche erscheint und all die Arbeiten verrichtet, die in die Minen, an den Eisenbahnen, in den Hafenanlagen, in den Verkaufsläden, in den Küchen u. s. w. auf den „ungeschickten schwarzen Arbeiter“ harren. — Solange der Schwarze alles dies auf den Wink und Pfiff des Weißen tut, „könne er ja auch noch anständig und gnädig behandelt werden.“ Im Augenblick aber, wo er auf seine Rechte pochen will und „es versuchen sollte auf der sozialen Stufenleiter emporzusteigen, um das für sich zu verwerten, was er vom Weißen Gutes gesehen und gelernt, soll er ernst und streng niedergehalten und unterdrückt werden, damit er nicht die Suprematie, die Oberherrschaft der Weißen gefährde.“

Was die Erziehung der Eingeborenen betrifft, meinen die Repressionsisten: Die einzige Erziehung, welche der Eingeborene nötig hat, ist die, daß er gelehrt werde, zu arbeiten. Und vor allem soll er all die Arbeiten verrichten lernen, die der Weiße im Lande nicht tun kann und nicht tun will. Der Eingeborene soll nur die schwere Arbeit verrichten. Die besseren Arbeiten und Handwerke soll der Schwarze nicht lernen dürfen, damit er dem Weißen keine Konkurrenz macht.

Schulen für die Eingeborenen zu errichten ist ein Fehler. — Wenn man aber absolut nicht daran vorbeikommt, dann sollen die Eingeborenen-Kinder nur „Lesen“, „Schreiben“ und „Rechnen“ lernen. Jede Stunde, welche die Eingeborenen-Kinder bei ihren Schulbüchern zubringen ist so viel verlorene Zeit für die Gesellschaft. (der Weißen natürlich.)

Um obigen Satz, nämlich, daß die Engländer und Buren im allgemeinen ganz verschiedene Ansichten über die Lösung des Problems haben, noch ein wenig zu bekräftigen, will ich hier einige Zitate aus englischen oder buriſchen Zeitungen oder Schriften anführen. — Ein buriſch gesinnter Deutscher schreibt z. B. in einem Schriftchen: „Das Eingeborenen-Problem wird in seiner ganzen Schwere in Südafrika wenigstens von den buriſchen Elementen durchaus gewürdigt. Man hat aber bislang noch keinen brauchbaren Weg gefunden, es zu beheben. Die Hauptschuld daran, daß die Verhältnisse so geworden sind, wie sie jetzt sind und noch schlimmer werden müssen, tragen die Engländer. Während in Transvaal und Oranje-Freistaat die Buren eine durchaus richtige Eingeborenen-Politik (!?) die in gerechter aber strenger und die nötige Unterordnung wahrnehmende Behandlung besteht, befolgen, (Anmerkung der Red.: Die Buren sind hierin nicht „besser“ als die Engländer!), haben die Engländer seit Annexion des Kaplandes dauernd die Eingeborenen gegen die Buren ausgespielt und ihnen auch zu diesem Zwecke politische Rechte, wie in der Kap-Provinz das Wahlrecht zum Parlament, eingeräumt.“ An einer andern Stelle des Buches schreibt derselbe Autor: „Doch konnten sich die Buren mit der Aufhebung der Sklaverei, die ihnen



schwere materielle Verluste brachte, nicht abfinden.“ (sic!) Aus diesen Äußerungen eines Burenfreundes ist wohl schon deutlich zu erkennen, zu welcher Schule sich die Buren bekennen. Derselbe Schriftsteller soll uns nun auch gleich sagen und zwar mit deutscher Offenheit, welcher Schule im allgemeinen die Engländer angehören wollen. Er schreibt: „Streiks sind in der südafrikanischen Industrie und den Hafenstädten an der Tagesordnung und auch die Farbigen und Eingeborenen bedienen sich dank der englischen Gleichberechtigungs-Politik in neuerer Zeit dieses Mittels.“ —

Eine gewisse Gleichberechtigung wollen die Engländer den Eingeborenen tatsächlich auch zugestehen. So schrieb z. B. eine englische Zeitung unlängst unter anderem: „Schon von rein egoistischem Standpunkt aus, d. h. vom Standpunkt unserer Kinder und Kindeskinde ist die Politik der „Reitpeitsche“ Tollheit. Man kann die Eingeborenen-Frage auch nicht aus der Welt schaffen mit einem bloßen: „Eher' dich zum . . .!“ Noch weniger kann man mit all den Maschinengewehren und der ausgebildeten Luftflotte eine schwarze Bevölkerung von fünf Millionen in dauernder Knechtschaft halten und das um so weniger in der südafrikanischen Union, wo den fünf Millionen Schwarzen kaum eineinhalb Millionen Weiße gegenüber stehen.“ — In diesen Worten kommt ohne Zweifel die Auffassung der Schule der Aqualisten, der Schule für Gleichberechtigung schon etwas zum Ausdruck. Sehen wir uns nun diese Schule auch etwas näher an.

2. Die Aqualisten stehen mit ihrer Ansicht und Auffassung in Bezug auf die Lösung des Eingeborenen-Problems den Repressivisten direkt diametral gegenüber. Ihre Argumentation ist: Der Schwarze ist kein minderwertigeres Geschöpf als der Weiße, kein Mensch zweiter Klasse ohne vernünftige unsterbliche Seele. (Auch diese Ansicht ist schon vertreten worden.) Er soll als Mensch und mit Menschlichkeit behandelt werden. Ja, es soll völlige Gleichheit bestehen in der Behandlung von Weiß und Schwarz, auch vor dem Richter. Die Schwarzen sollen für dasselbe Vergehen nicht strenger bestraft werden als die Weißen usw. Nach dieser Schule besitzen die Eingeborenen im Grunde die gleichen physischen, geistigen und moralischen Eigenschaften und Fähigkeiten wie die Europäer. Man soll ihnen daher dieselben Ausbildungsmöglichkeiten und Vorteile gewähren wie den Weißen, damit sie auf der ganzen Linie Fortschritte machen können. Erfahrene Männer im Schulwesen, die sich schon ein Urteil erlauben können und dürfen, sagen ja auch, daß die Eingeborenen-Kinder im Durchschnitt so gut begabt sind wie die Kinder der Europäer. Nur gewisse Umstände wirken so auf sie ein, daß von einem gewissen Alter an ihre geistige Entwicklung gehemmt wird. Doch, man kann sagen, die Eingeborenen-Kinder sind in den meisten Unterrichtsfächern den europäischen Kindern nicht unterlegen, stehen den weißen Kin-



bern nicht nach. Ja, in einigen Fächern, wie: Schreiben, Singen, Nadelarbeiten, Flecht- und Schnitarbeiten übertreffen die schwarzen Kinder sogar die weißen, bringen für diese Erziehungssubjekte im Durchschnitt schon eine bessere Begabung mit und erzielen auch bessere Resultate. Dann ist es auch eine augenscheinliche Tatsache, daß der Eingeborene Süd-Afrikas viel fähiger ist, fremde Sprachen zu lernen als die meisten Eurapäer.“ — Die Auffassung dieser Schule klingt sicher etwas menschlicher und ansprechender als die Auffassung der ersten Schule. Doch in allen Punkten stimmen sehr viele Männer, die auch nur das Beste der Eingeborenen und des Landes im Auge haben, nicht mit ihr überein. Diese Männer sagen: „Eine völlige Gleichberechtigung und Gleichstellung zwischen einem Volke, das viele Jahrhunderte Zivilisation und Kultur hinter sich hat und einer Rasse, die gerade vom Barbarismus emportaucht, ist nicht möglich und auch nicht gut, wenigstens in absehbarer Zeit noch nicht. Und so komme ich zur letzten großen Schule.

3. Die Segregationisten stehen, obwohl ich sie an letzter Stelle nenne eigentlich zwischen den Repressionisten und den Qualifikationisten. Sie erkennen die große Schwierigkeit in der Lösung des Problems unumwunden an, glauben aber an eine Lösung. Diese Lösung kann herbeigeführt werden, indem man grundsätzlich dem Eingeborenen das Recht zugesteht, sich nach seinen Kräften und Fähigkeiten zu entwickeln und auszubilden. Die Entwicklung und der Fortschritt und der Aufstieg soll aber nicht mit Überstürzung und nervöser Hast, sondern langsam vor sich gehen. Ferner ist es nicht notwendig, daß die Entwicklung vollständig auf der Linie der europäischen Zivilisation fortschreitet. Nein, diese Schule will das Problem mit Hilfe der Wissenschaft lösen. Zuerst sollen erschöpfende Untersuchungen und Nachforschungen angestellt werden über den sozialen, politischen und ökonomischen Fortschritt der Eingeborenen in der Vergangenheit. Dann will man auch Rat einholen bei den Anthropologen, den Ethnologen und den Psychologen, um eine durchaus gute Kenntnis des Volkes zu erlangen. Mit dieser Kenntnis und den Tatsachen, welche man aus den Nachforschungen gesammelt hat, will man dann der Bantu Rasse allen Beistand und jede Hilfe gewähren, damit sie sich auf der Linie ihres eigenen Rassen-Genius entwickle.

Nach dieser Schule sollen ferner folgende Fundamental-Prinzipien gelten und zur Durchführung gelangen:

1. Der weiße Mann soll und muß auch ferner regieren.
2. Das Parlament wird auch ferner von den Weißen gewählt. Die Mitglieder des Parlamentes müssen aber, da es ja ihre Pflicht ist, die Linie der Politik zu bestimmen, die befolgt werden soll, ein weites und großes Maß von Gewalt jenen delegieren, die besonders quali-



fiziert sind und müssen sich von jeder ungebührlichen Einmischung enthalten.

3. Die Hauptlinie der Politik muß die Segregation und Separation, die Trennung und Scheidung der zwei Rassen sein und zwar so weit als nur immer möglich. Es soll unter allen Umständen darauf hingearbeitet werden, soviel als möglich die Rassenverderbnis zu verhindern, die Rassenreinheit zu erhalten, und beiden Gelegenheit zu bieten, ihr eigenes Rassenleben weiter auszubauen und zu entwickeln.

Die Anhänger der Schule der Segregationisten wurden und werden sehr ermutigt durch den Erfolg ihrer Politik im Transkei und im



Mädchenheim in unserer Mission

Basutoland. Sie glauben fest, daß, würde ihre Politik ausgedehnt werden auf das ganze Land, es für die Eingeborenen möglich wäre, eine eigene Zivilisation zu entwickeln und zu entfalten, eine Zivilisation, welche mehr dem Charakter und den Bedürfnissen des Volkes entsprechen und zusagen würde, als die europäische Zivilisation, die sie gegenwärtig erhalten.

Das sind in kurzen Strichen die Hauptgedanken der drei Schulen, die sich mit der Lösung des Eingeborenen-Problems beschäftigen. Selbstverständlich gibt es auch noch andere Richtungen außer den genannten und in den genannten auch verschiedene Schattierungen. Doch darauf kann ich nicht weiter eingehen; denn wesentlich verschiedene Gedanken und Grundsätze von den schon genannten bringen die Klei-



neren Richtungen nicht. Welche von den drei großen Schulen die besten Vorbedingungen und Grundsätze mitbringt zu einer guten und zufriedenstellenden Lösung im Geiste des wahren Christentums und im Geiste der einen wahren von Christus gestifteten Kirche, in der neben dem Gebote der Nächstenliebe und wahren Bruderliebe auch die Tugend der Klugheit, als erste der Kardinaltugenden, geübt wird und geübt werden muß, will ich dem Urteil des Lesers überlassen, der meinen Ausführungen bis hierher aufmerksam gefolgt ist. . . .

Da in Süd-Afrika, genau so wie anderswo in der Welt, die Gesetze von der jeweiligen Regierung gemacht werden, wird auch jeder Leser ziemlich sicher erraten können, nach welcher Schule gegenwärtig die Eingeborenen behandelt und mit welchen Gesetzen sie regiert werden, wenn er weiß, daß in der jetzigen Regierung die Buren das große Wort führen und in der Überzahl sind. Für uns, als Deutsche in der Heimat, mag diese Tatsache ja gewisse Vorteile mit sich bringen; ob aber diese Tatsache den vielen katholischen deutschen Missionaren in Süd-Afrika und für die katholische Kirche überhaupt auch zum Vorteil und zum Segen gereicht, ist eine andere Sache. Ein großes Fragezeichen ist da schon am Platze. Und wenn die höchsten Güter in Gefahr sind, dann müssen wir, das wissen wir als gute Katholiken alle, nicht bloß Freundschafts- sondern sogar Blutsbande zerreißen, auch wenn es unser Herzblut kostet und wir unser Leben opfern und hingeben müssen. Auf alle Fälle werden die katholischen Missionare auch ein Wörtchen mitreden bei der Lösung des Eingeborenen-Problems; oder ich will lieber sagen, sie werden dabei weniger reden als handeln und die Eingeborenen behandeln nach den Grundsätzen des heiligen katholischen Glaubens.

## Missionspost

### Aus dem Leben der Maschona-Neger

Vor mehreren Jahrzehnten, als noch kein Europäer im ganzen Maschona-Lande zu sehen war, sah es hier recht traurig aus bei dem schwarzen Volke. Sie hatten am Beginn des Jahrhunderts recht schlimme Nachbarschaft erhalten. Ein Teil der kriegstüchtigen Zulus hatte sich im angrenzenden Matabeleland niedergelassen. Dieses ist eine trockene, unfruchtbare Gegend. Das machte aber den Matabele wenig Sorge. Hatten sie nichts zu Hause, so gingen ihre Horden auf Raub aus und plünderten die Getreidehütten der Maschona. Ja, noch mehr, sie töteten die Männer und nahmen Frauen und Kinder mit, sowie auch das Vieh. Die alten Leute erinnern sich noch gut an jene schrecklichen Zeiten. Sie sagen: „Wir waren froh, als die Weißen kamen und Ruhe machten.“ Auch die eigenen Häuptlinge bekämpften sich nicht selten gegenseitig und zuletzt kam noch ein Halb-Inde aus dem Portugiesischen Ost-Afrika um mit seinen schwarzen Kriegern das Land für den König zu unterwerfen. Dem allem machten die Engländer ein rasches Ende.

Dann aber gingen sie ans Zeilen und das war nicht schwer. Die Maschona hatten sich überall in die Berge und unzugänglichen Täler und Schluchten



zurückgezogen. Sie bauten ihre Hütten an die Bergabhänge und ihre Häuptlinge hatten Felsbühnen besetzt und hausten da oben wie die Raubritter des Mittelalters. Das Vieh war meist geraubt, sodaß während jetzt als Heiratsgabe 15 — 20 Stück Rinder gegeben werden, man damals mit einigen Hacken oder sogar einigen Mäusen sich zufrieden gab. Die meisten offenen Flächen boten keine Zufluchtsorte, wenn der Feind kam und waren so dem Wilde überlassen. Jetzt aber nahmen sie die Weißen. Für die einstigen Besitzer des Landes, die Neger, wurden die gebirgigen, schwer zugänglichen Teile abgegrenzt, wo sie ja hauptsächlich wohnten. Man nennt diese Ländereien Reserven, das heißt für die Schwarzen reserviertes Gebiet, wo Weiße keinen Grund erwerben können. Die Neger waren damit zufrieden. Ihr Wohlstand nahm zu, sowie auch ihre Zahl. Mehr und mehr kauften sie auch Pflüge und lernen den Feldbau im größeren Maße von den Weißen. Aber ihr Land ist zu klein und zu gebirgig. Mehr und mehr sehen sie ein, wie schlecht sie bei der Teilung des Landes abgeschnitten haben. Während sie an Zahl die Weißen Süd-Rhodesias um das 20fache übertreffen, haben sie nur ein Fünftel des Landes und zwar den schlechteren als Reservation zugewiesen erhalten. Je mehr aber Weiße ins Land kommen, desto mehr werden die Neger zurückgedrängt. Die Regierung ging nun daran, diesem Uebel etwas abzuheben, indem sie weitere Teile des Landes den Negern zur Verfügung stellen will aber nicht als Reserven, welche nicht einzelnen gehören dürfen sondern allen gemeinsam sind; sondern als kleine Landgüter, die sie kaufen sollen, so wie auch die Weißen die ihrigen größeren Güter von der Regierung kaufen. Trotzdem wird die Aufteilung zwischen Weiß und Schwarz ein Mißverhältnis bleiben.

\*

#### Wie ein Schwarzer sich entschuldigen kann!

Ein Mann aus dem Transkei machte folgende Eingabe um eine Stelle: Sehr geehrter Herr! Da ich höre, daß bei Ihnen einige Stellen frei sind, so möchte ich dem abhelfen. Ich wollte das Reiseexamen machen, fiel aber durch. Den Grund davon werde ich Ihnen nun angeben. Für's erste war meine Handschrift unleserlich, was von klimatischen Einflüssen herrührte; denn da ich aus einem warmen in ein kaltes Klima kam, waren meine Finger steif und ungehorsam meinen Wünschen. Ferner hatte mein Gemütsleben schwere Erschütterungen erlitten anlässlich des Todes meines einzigen lieben Bruders. Außerdem, sehr geehrter Herr, bitte ich zu beachten, daß ich mich in einer widrigen Lage befinde, da ich die Hauptstütze bin für die Kinder meines Bruders, sieben Sprößlingen, bestehend aus drei erwachsenen Buben und vier erwachsenen Mädchen; die letzteren sind für mich vergebens auf der Welt, da ich meine eigenen zwei Weiber zu unterhalten habe, wie auch deren Nachkommen, unter denen durch Gottes Mißgeschick das weibliche Geschlecht vorherrscht. Wenn diese untätigen Zeilen bei Ihnen ein gütiges Herz und geneigten Sinn finden, so werde ich armer Wicht für Sie um ein langes Leben und Ihr Wohlergehen, sowie die Erhaltung des Olivenzweiges auf Ihrem Grabe beten. — Ich verbleibe lieber Herr, Ihr gehorsamer Diener H. T.

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen! Wir haben das immer gesehen und feststellen können.“

Pius XI.



## Das Apostolat der Missionsärzte

Eine große und gut organisierte Missionsstation in einem Lande, das noch nicht für Christus und seine Kirche gewonnen ist, besteht nicht allein aus Priestermissionaren. Wenn das Christentum nur eine Angelegenheit der Seele wäre und in keiner Weise dem Leib Beachtung schenkte, dann wären wohl nur Priestermissionare als Missionare notwendig. Doch das Wort ist Fleisch geworden und hat einen menschlichen Leib angenommen und deshalb verliert das Christentum niemals die Heiligkeit des menschlichen Leibes aus den Augen. Die Kirche strebt deshalb sowohl das körperliche als auch das geistige Wohl der Menschheit an. Wir finden unter dem Personal einer idealen Missionsstation nicht nur Priester, sondern auch Brüder, denen die Behauung des Feldes und die verschiedenen Werkstätten anvertraut sind. Da werden die Neubefehrten in landwirtschaftlichen Arbeiten, in Viehzucht und in Handwerken unterrichtet und dabei wird auch die Würde der Arbeit praktisch gezeigt. Ebenso befinden sich auch Schwestern auf den Stationen, die die Kinder in der Schule unterrichten und auch außerhalb der Schule für sie sorgen.

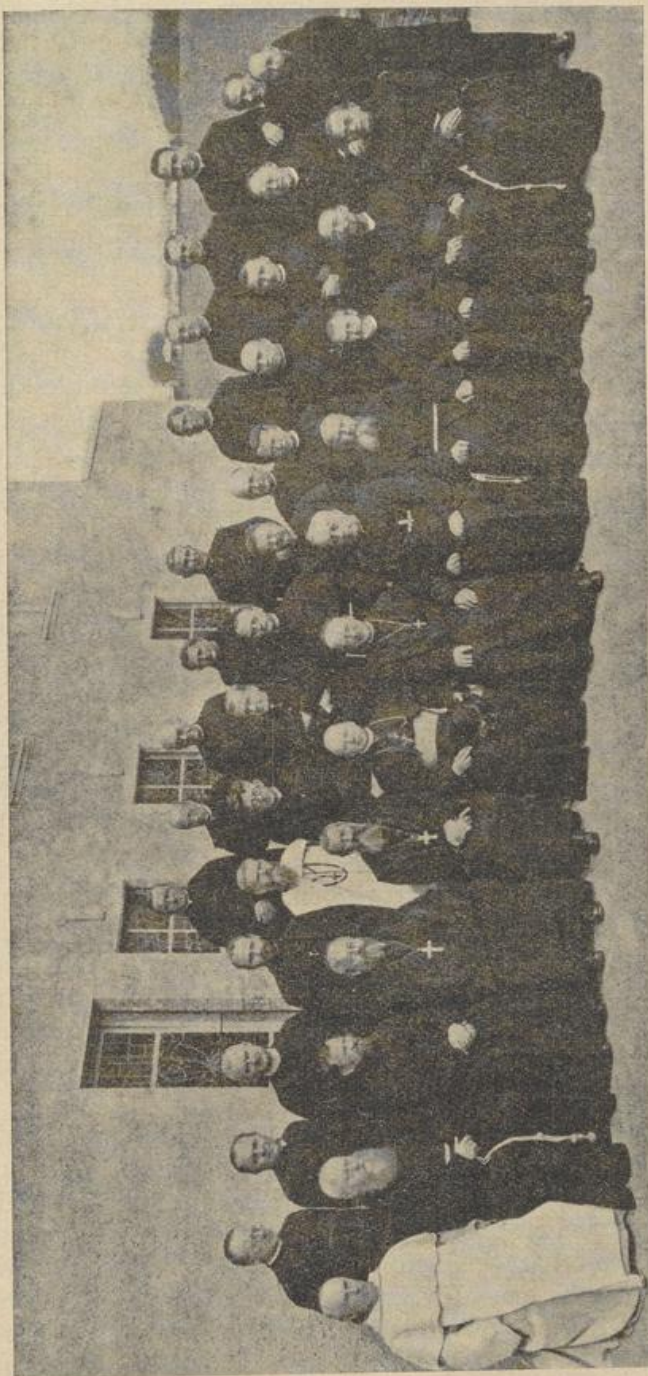
Ferner ist die Sorge für die Kranken von jeher eine Aufgabe der katholischen Mission gewesen und zwar in Nachahmung des Beispiels unseres göttlichen Meisters selbst.

In den Fällen, wo das Missionspersonal aus Ordensleuten bestand, wurde die Krankenfürsorge von dem Krankenbruder des Klosters und von der Krankenschwester übernommen, die sich die größte Mühe gaben, sowohl den Klosterinsassen als auch den Auswärtigen ihre Hilfe angedeihen zu lassen. Erst in verhältnismäßig neuester Zeit ist ein weiterer Schritt unternommen worden, durch Einführung völlig qualifizierter Ärzte und Pflegerinnen, die sich dem Missionspersonal anschlossen. Sie können dort unter dem Volke, das die Priestermissionare für Christus zu gewinnen suchen oder schon gewonnen haben, Medizin und Chirurgie praktizieren, in Übereinstimmung mit der modernsten medizinischen Wissenschaft und dadurch jenes Werk in Angriff nehmen, das treffend „Eroberung durch Heilung“ genannt worden ist.

Die katholische Kirche hat sich niemals geschämt, gute Ideen von denen anzunehmen, die außerhalb ihres Schaffstalles sich befinden. Betreffs dieser Angelegenheit, nämlich der Verbindung moderner, medizin-wissenschaftlicher Kräfte mit anderen Missionsmethoden, kann kaum geleugnet werden, daß die katholische Kirche — vielleicht ein wenig langsam — der Führung nichtkatholischer Missionen gefolgt ist.

Es ist ja ganz einleuchtend, daß ein katholischer Missionsarzt unzählige Gelegenheiten hat die Schranken, welche dem Heidentum in der Berührung mit dem katholischen Christentum im Wege stehen,





**Konferenz der Superiorenvereinigung EV im Mariannhiller Plus-Seminar zu Würzburg am 30. April 1929.**

I. Reihe, stehend: 1. P. Prov. Franz Xaver Bogenberger OSFS, Overbach; 2. P. Viceprov. Karl Hartmann FSM, Bruchsal; 3. P. Michael Fischer OSCam, Freiburg i. Br.; 4. P. Jakob Schauer-  
mann OFM, Landshut; 5. P. Prov. Dr. Franz Xaver Niedermayer SS, München; 6. P. Prov. Theodor Stratmann SVD, Tirschenreuth; 7. P. Peter Ziskoven CM, Köln; 8. P. Superior Dr.  
Constant Dierker SSCC, Amsteln; 9. Generalsekretär Dr. Gerhard Krenner, Franz. Xaver. Verein, Aachen.  
II. Reihe, stehend: 1. P. Prov. Franz Xaver Hayler SJ, München; 2. P. Prov. Konrad Kraus MSC, Freilassing; 3. P. Prov. Bernhard Arens CSsR, Bonn; 4. P. Sup. Rudolf Wilmsen MSC, Hiltrup;  
5. P. Prov. Georg Seinhage MA, Trier; 6. P. Prov. Ludwig Tremel RMM, Remlingen; 7. P. Prov. Anton Sander SCJ, Düsseldorf; 8. P. Prov. Seer. Amandus Heise OMCConv., Würzburg;  
9. P. Prov. Johann Schwaiblmair FSM, Limburg; 10. Domvikar Dr. Philipp Kaiser, Bischöflicher Sekretär, Würzburg; 11. P. Prov. Athanasius Kratzenberg SVD, Overbach; 12. P. Prov. August  
MSFam., Wanne-Eikel; 13. P. Prov. Aloys Marquardt SVD, Helligkreuz-Neiße; 14. P. Prov. Dr. Wilhelm Bausch CM, Köln; 15. P. Paul Schulte OMJ, Geschäftsführer der Mva, Köln; 16. Prot.  
Dr. F. Chrysostomus Becker SDS, Würzburg.  
III. Reihe, sitzend: 1. P. Ansgar Sinnigen OP, Generalsekretär der SV, Berlin; 2. P. Prov. Ignatius Ruppert OMCap, Ehrenbreitstein; 3. P. Prov. Dr. Julius Gädler SM, 1. Besitzer der SV,  
Niedersachsen; 4. P. Prov. Placidus Kögler OSB, Mönchseich; 5. P. Prov. Dr. Norbert Weber OSB, St. Ottilien; 6. Prov. St. Benno Bischof, Mathias Ehrenfried, Würzburg; 7. P. Abt. Dr.  
Placidus Ruppert OSB, Aachen; 8. P. Prov. Dr. Franz Xaver Bogenberger OSFS, Overbach; 9. P. Prov. Franz Xaver Bogenberger OSFS, Overbach; 10. P. Prov. Franz Xaver Bogenberger OSFS, Overbach;  
Prov. Johann Hoffmann CSSp., Köln; 11. P. Generalvikar Cyprian Ballweg RMM, Rektor des Plus-Seminars, Würzburg; 12. P. Prov. Bernardin Jakob OFM, Fulda.



niederzureißen. Täglich kommen Kranke in großer Anzahl, zusammen mit ihren Verwandten und Freunden, um den Missionsarzt aufzusuchen. Dabei gibt es nun viele Gelegenheiten, den Leuten klar zu machen, daß die katholische Mission da ist, um ihnen zu helfen. Man kann ihnen von der großen Liebe reden, mit der Gott eine jede von ihm erschaffene Seele liebt. Die Mission sollte für diese Leute die Offenbarung der göttlichen Liebe zu ihnen sein. Es hat kaum ein Zweig der Missionstätigkeit so günstige Gelegenheit, diese Liebe Gottes zu zeigen, wie gerade die missionsärztliche Abteilung.

Überglauben und besonders der Glaube an die Hexerei (Zauberei), welche einen so überaus mächtigen Einfluß auf die Heiden ausüben, bilden die undurchdringlichen Schranken zwischen den katholischen Missionen und dem nichtchristlichen Volke, in dessen Lande sie leben.

Die Fähigkeit, mit der die primitiven Völker an ihrem Überglauben hängen, sogar nachdem sie sich eine genügende Bildung angeeignet haben, ist für diejenigen fast unglaublich, die es nicht tatsächlich selbst erfahren haben. Einige Arbeiten, wie z. B. die moderne medizinische und chirurgische Praxis, die sich stützt auf eine wirklich wissenschaftliche Grundlage und die Ergebnisse erzielt, welche die Eingeborenen mit eigenen Augen sehen können, ist die Methode, welche man als die beste erachtet, um allmählich — ganz allmählich — das Volk von seinen törichten abergläubischen Anschauungen abzubringen. Gerade dieser Zauber- und Hexenglauben bewirkt so viel Mißtrauen und Haß zwischen Mensch und Mensch, anstatt daß die Brüderlichkeit gefördert wird, die ja zwischen denen bestehen sollte, die alle Kinder des einen himmlischen Vaters sind.

Viele Einzelfälle könnten angeführt werden, wo heidnische Patienten in einem katholischen Missionspital Hilfe gesucht haben und wo ihnen dann die Augen für die Liebe Christi geöffnet wurden. Diese Liebe Christi aber zeigt sich in der Tätigkeit seiner heiligen Kirche und seiner Missionen. Viele, die als rohe Heiden zum Krankenhaus kommen, verlassen es als Katechumenen und nicht wenige werden tatsächlich im Krankenhaus getauft.

Die katholischen Missionen fangen an, sich der hohen Wichtigkeit bewußt zu werden, die Krankenhäuser mit gut qualifizierten Missionsärzten und Pflegerinnen in allen größeren Missionen haben. Mag man auch diese Angelegenheit vom niedersten Standpunkte aus betrachten, so wird es doch sofort augenscheinlich, daß die katholische Mission im Wettkampfe um die Christianisierung der primitiven Völker hinter der nichtkatholischen Mission zurückbleiben wird, wenn nicht die Katholiken, wie die Nichtkatholiken, ihre Missionen mit gut ausgerüsteten, modernen Krankenhäusern versehen, die mit gut geschultem Ärzte- und Pflegepersonal besetzt werden.



Die Stellung mancher katholischer Missionare scheint derart zu sein, daß sie glauben, da sie die Missionare der einen wahren Kirche Christi sind und den einen Glauben jener einen wahren Kirche in seiner Fülle lehren, sie hätten nichts von dem Wettbewerb der anderen sogenannten Kirchen zu fürchten, sie könnten sich ruhig auf ihre Ruder verlassen und sich keine Sorge machen betr. der Ideen der nichtkatholischen Sekten; der liebe Gott wird schon sorgen, daß seine Kirche sich behauptet. Aber der liebe Gott erwartet ganz gewiß, daß sich seine Kirche auch selbst anstrengt und nicht zulasse, daß sie in den Anstrengungen um die Christianisierung jener, die noch in Finsternis und Unwissenheit sind, von nichtkatholischen Sekten übertroffen werde.

Wenn die Kirche es in ihrer Arbeit für Christus vernachlässigt, sich solcher von Gott uns zur Verfügung gestellten Gaben zu bedienen, wie dies die moderne Medizin ist, kann sie dann seinen vollen Segen erwarten?

Gegenwärtig existieren zwei Institute, die katholische Missionsärzte für das Missionsfeld ausrüsten:

1. Die Gesellschaft für katholische Missionsärztinnen in Washinton;
2. Das katholische Missionsärztliche Institut unter der Leitung von Msgr. Prof. Dr. P. Becker in Würzburg.

In England gibt es kein derartiges Institut, doch besteht dort die Gild des hl. Lukas und Rosmas Damianus für katholische Ärzte, die sich bemüht, Ärzte für das Missionsfeld zu finden. Die Gild hat eine Viertelsjahrszeitschrift, die Nachrichten über die katholische missionsärztliche Tätigkeit bringt und die Aufmerksamkeit auf solche Plätze lenkt, wo Missionsärzte besonders dringend verlangt werden. Der Herausgeber dieser Zeitung, Col. D. Gorman, 3 St. Johns Road, Harrow-on-the-Hill, Middlesex, ist gerne bereit über diese Angelegenheit zu korrespondieren.

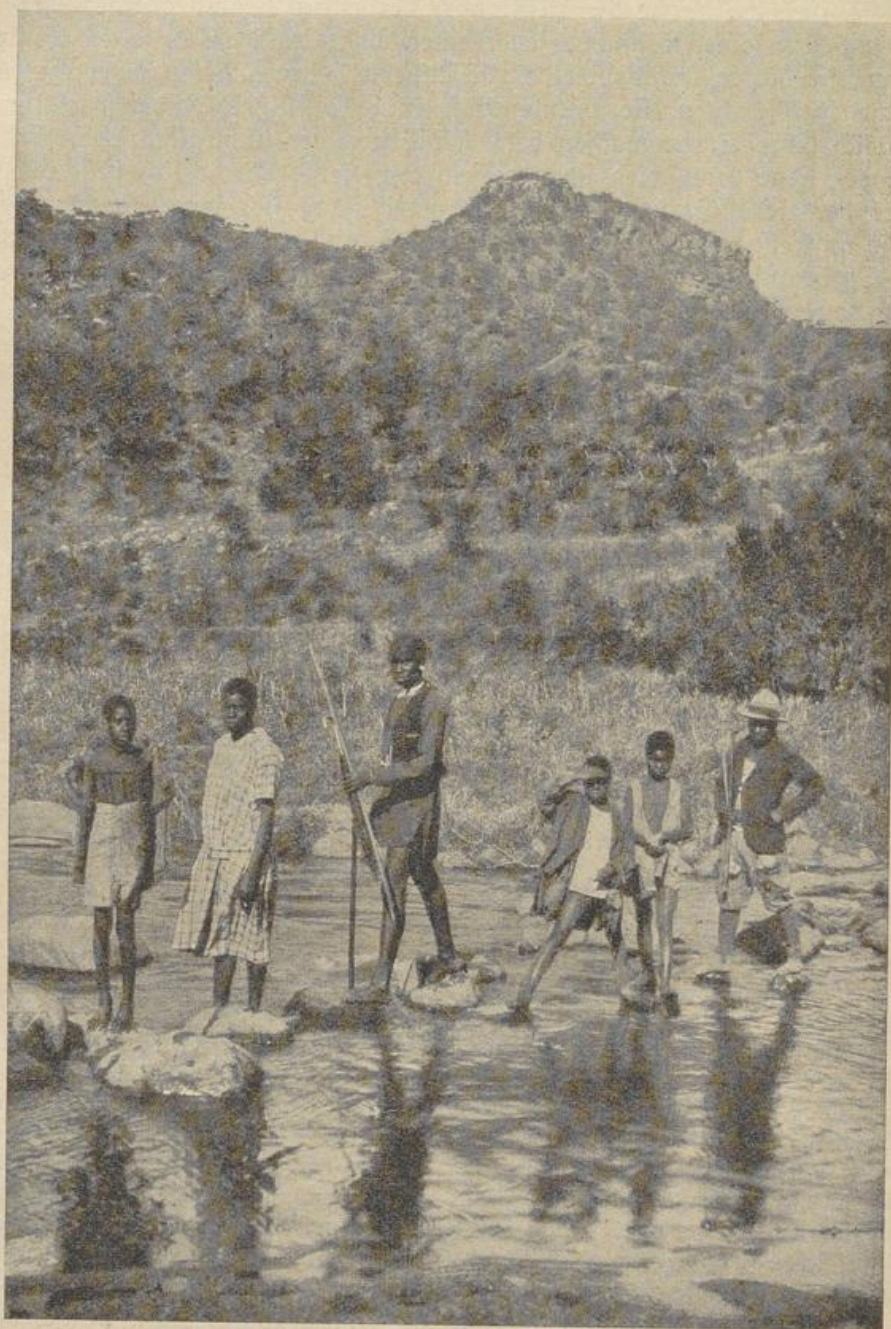
~~~~~

Einer der verbreitetsten und verhängnisvollsten Irrtümer ist die Überzeugung, unser Leben sei nur in dem Maße verdienstlich, als wir uns dabei bewegen und abmühen. Tatsächlich aber ist unser Leben nur verdienstlich und unser Apostolat nicht gerade in dem Maße wirksam, als wir uns Mühe geben, sondern vielmehr in dem Maße unserer Heiligkeit. Wenn wir ungeduldig werden, die Welt zu sehr schätzen, wenn wir zerstreut im Gebete, zur Sammlung und Betrachtung unfähig sind, so seien wir überzeugt, daß wir „trotz anscheinend glänzender Erfolge keinen tiefen, dauerhaften Einfluß ausüben.“ Schwierige Pfade sind wir gewandelt, den Weg des Herrn aber haben wir nicht gekannt.“

(Die hl. Theresia vom Kinde Jesu. Eine geistige Wiedergeburt. Deutsch von D. W. Mut. S. 188. St. Josephs-Verlag, Reimlingen.)

~~~~~





Flußübergang über den Umlaas-Fluß in Natal



# Die Monstranz von Waldsee

Nachdruck verboten!

Geschichtliche Erzählung von Konrad Rummel  
(Fortsetzung)

Jetzt stellte er das herrliche Gebilde auf den Paramententisch, so daß das Licht vom Fenster herein in den ungezählten kleineren und größeren Edelsteinen sich brach und es duzendfach in allen Farben strahlte, glitzerte und brillierte. Die großen echten Perlen, die die Krone über dem Mittelstück schmückten, und die kleinen, funkelnden Diamanten wohlgefällig betastend, flüsterte er weiter: „Und die Steine sind ein Vermögen wert, hat der Jude gesagt. Ja, wenn das gelänge — das wäre freilich ein Geschäft, zweitausend Gulden und auch mehr, hat er gesagt, lege ich bar auf den Tisch, wenn der Stiftspropst mir das Stück verkauft. Um zwölfhundert Gulden bekommt er eine andere Monstranz nach dem neuen Modestil und gerade so groß oder noch größer, und tausend Gulden bleiben übrig für die Kirchenkasse. Und ich“, so schloß der Mesner sein Selbstgespräch, „ich kriege von dem Juden 11 Gulden geschenkt, wenn ich den alten Herrn dazu bringe, das Geschäft zu machen. Ja — wenn... 11 Gulden will was heißen... vielleicht bring' ich's doch zuweg. Der Stiftspropst hat schon manchmal etwas Wunderliches getan; wer weiß... wer weiß...“

Während der letzten Worte hatte der Mesner die Monstranz wieder in ihrem ledernen Behältnis untergebracht und verschlossen, um sie dem Stiftspropst in seine Wohnung zu bringen, wo sie wohlverwahrt blieb, bis man sie wieder zu einer besonderen Feierlichkeit in der Kirche brauchte.

Der Stiftsmesner und die Betha hatten laut zum Essen gebetet und saßen nun einander gegenüber bei der Abend-suppe. Hin und wieder streifte verstohlen ein Blick aus des Mädchens Augen den Mann, der heute etwas anders als gewöhnlich aussah, ein bißchen jünger, trotzdem sein dunkles Haar an den Schläfen bereits grau gemischt war. Den ganzen Nachmittag, nachdem er wieder heimgekommen, war an ihm etwas Besonderes gewesen. Wie sonst hatte er sich an den Webstuhl gesetzt und zu arbeiten begonnen; aber das Schifflein flog nicht so taktmäßig hin und her, und der We-

berbaum schaffte nicht so regelmäßig wie an anderen Tagen. Bald setzte der Herr Vetter heftig ein, daß es nur so rasselte und klapperte, bald ging's langsamer oder hörte gar ein Zeit lang auf: offenbar hatte der Mesner zwischen hinein an noch anderes zu denken als an Zettel und Einschlag und an sein Handwerk.

„Nun sind die fremden Leute wieder daheim“, sagte Betha; „sie sind weither gekommen; ich hab' gemeint, aus dem Bährischen herüber.“

„Ja, ja“, lautete die Antwort, „von der Iller her.“

„Haben sie hier im Hirschen eingestellt gehabt?“ fragte sie.

Fast unwillig sagte der Mesner kurz: „Nein, beim Wurzacher Tor droben. Das liegt doch am Wege.“

Nach einer längeren Pause, während welcher der Stiftsmesner wiederholt das nichts ahnende Mädchen, welches ruhig weiter aß, musterte, räusperte er sich und sagte dann:

„Betha, es ist mir keine Freude gewesen, daß du am letzten Mittwoch in der Hostube bei Baltheßens beim Olmüller Franz gegessen bist. Wirst's wohl selber gemerkt haben.“

Überrascht schaute das Mädchen auf.

„Daran habe ich gar nicht mehr gedacht, Herr Vetter“, sagte sie einfach. „Der Olmüller ist erst nach mir gekommen, und ich habe ihm den Platz nicht verbieten können.“

„Ich weiß schon, brauchst mir nichts vorzumachen. Aber ich leid's nun einmal nicht. Der Olmüller kann dich nicht nehmen, denn er braucht Geld, und du hast keines...“

„Soviel wie keines“, korrigierte er sich, als Betha ihn fragend anschaute.

„Aber Vetter Stiftsmesner“ — und des Mädchens Angesicht erglühete —, „ich denk' doch gar nicht ans Heiraten, nein, gewiß nicht.“

Der Mesner richtete den Kopf würdevoll auf und sprach mit Nachdruck:

„Aber ich, als dein Vormund und Verwandter, sage dir, daß du ans Heiraten denken mußt. Du hast das Alter, kannst schaffen und kochen, bist gesund und kannst dich wohl sehen lassen. Hättest du Geld, wie du keines hast“ — hier



räusperte er sich wieder — „würden die Ledigen sich um dich reißen.“

Das Bethle hielt sich die Ohren zu. „Was sagt Ihr doch da alles?“ schmolte sie.

„Ich bin immer ein überlegter Mann gewesen und weiß, was ich sage“, lautete die Antwort. „Und jetzt merke auf, Elisabeth: dein Glück ist gemacht. Du brauchst nur ja zu sagen. Es hat einer um dich angehalten: eine Partie, wie es keine bessere für dich geben kann im ganzen Amt Walbsee. Wie es recht ist, hat er sich zuerst mir offenbart, und ich habe versprochen, ihm Antwort zu sagen. Der Verspruch kann gleich morgen sein und die Hochzeit noch vor der Fastenzeit. Geld verlangt er keines; denn er hat selber genug. Und an Aussteuer brauchst du nur das Nötigste. Du darfst also bloß zugreifen, und ich als dein Vormund kann dir nur zureden.“

Je länger der Stiftsmeßner gesprochen hatte, umso aufmerksamer hatte das Mädchen gelauscht. Sie war bleich geworden. Wieder und wieder das schöne Haupt schüttelnd, schaute sie jetzt fragend den Vetter an.

„Es ist ein Mann, der Geld hat und Ansehen und ein gutes Geschäft, fleißig und sparsam, und gehört sogar zu den Honoratioren. Ein moralischer Mann ist er, kein Lasse und kein leichtfertiger Bub mehr, gelehrt und verständig, noch ganz rüstig und gesund, was ihm auch jeder ansieht.“

„Ich verstehe den Vetter nicht“, murmelte sie tonlos, ohne aufzuschauen.

„Du willst es nicht glauben, weil das Glück so groß ist“, fuhr er fort; „hättest es doch schon erraten können. Du kennst den vortrefflichen Mann wohl, und jedes Kind in der Stadt kennt ihn so gut wie mich und den hochwürdigsten Herrn Stiftspropst. Es ist der Fruchthändler Härtl.“

Der Meßner hatte das Wort kaum ausgesprochen, da klang hell und fröhlich ein Lachen durch die Stube, daß er förmlich zurückprallte. Sprachlos wartete er; aber immer noch lachte die Betha so herzlich, als ob der Vetter den schönsten Spaß erzählt hätte, und immer wollte das Lachen noch nicht enden. Der Meßner warf den Löffel auf den Tisch, daß derselbe von da zu Boden flog. Dann schlug er mit der Faust auf das Tischbrett.

„Das verbitt' ich mir“, schrie er, „du miserabler Fraß, du lose Dirne. Mich,

deinen Vormund, den Stiftsmeßner, eialten, geketzten Mann, so — so — zu —“

„Es ist mir leid, ha, ha — Herr Vetter, ha, haha“, würgte das Bethle heraus, während ihr Tränen in den Augen standen und über die Wangen rollten, „aber ich kann nichts dafür — ha, ha, ha! — ich muß halt lachen — ist von selber so gekommen.“ — Endlich hatte sich das Mädchen beruhigt; aber das schöne Gesicht hatte einen eigenen Ausdruck angenommen, und in den Augen flackerte noch ein unruhiger, schier unheimlicher Glanz.

Der Meßner schien nichts davon zu bemerken.

„Du brauchst über deinem Glück doch nicht den Verstand zu verlieren. Bleib vernünftig und sag ja!“

„Ja, Herr Vetter — zu dem Härtl“, und jetzt flog sie mit einem jähen Ruck von ihrem Sitz empor und stand in voller Größe vor dem Meßner. „Lieber sterben, als den Härtl nehmen. Sagt ihm das!“

Unwillkürlich war der Meßner einen Schritt zurückgetreten.

„Er meint's doch nur gut mit dir“, sprach er, sich zur Ruhe zwingend. „Es gibt bessere und reichere Jungfrauen als du. Die würden den Härtl unbesehen nehmen, wenn er sie wollte.“

„Aber ich will ihn nicht, Herr Vetter! und ich kann ihn nicht nehmen. Eher könnt Ihr mich in den See werfen. Und es ist gar nicht recht, Herr Vetter“, schluchzte sie jetzt, „daß Ihr mir so etwas zumutet. Diesen Wucherer, diesen Leuteschinder, diesen unbarmherzigen Geizkragen, der in dem Hungerjahr das Korn verteuert und arme Leute um Haus und Hof bringt — nein, da hätte ich keine Ehre mehr, wenn ich nur daran dächte . . . Das ist nicht recht von Euch gewesen, Herr Vetter!“ Sie setzte sich auf die Bank beim Fenster und schaute über die Gasse hinüber zur Stiftskirche, deren mächtige, übers Eck gestellte Türme von dem höher gelegenen Kirchplatze zur Meßnerwohnung niederschauten. Der Meßner ging in der Stube schweigend auf und ab.

„Gott ist mein Zeuge“, sprach er dann salbungsvoll, vor dem Mädchen stehen bleibend. „Ich habe nur dein Bestes gewollt. Deswegen will ich dem Härtl noch nichts sagen. Und dann“, fuhr er mit eigentümlicher Betonung seiner Worte fort, „ist halt die Zeit ja da, wo ich sorgen muß, daß du gut unterkommst und deine eigene Heimat findest.“ Langsam



wendete das Bethle ihr blaßes Gesicht dem Vetter zu.

„Herr Vetter“, sagte sie dann, während ihre Stimme zitterte, „ich habe gemeint, ich könnte bei Euch bleiben. Habe ich denn meine Sache im Haushalt nicht recht gemacht? Ich habe doch geschafft und gespart und alles getan, was Ihr gesagt habt. Seid Ihr denn nicht mehr zufrieden mit mir? Wenn etwas fehlt, will ich's ja gerne besser machen. Hab' geglaubt, daß ich bei Euch eine Heimat habe, solange Ihr lebet, und hätte es nie anders wünschen mögen. Und in der Kirche — meine ich, habe ich doch gerne alles geschafft, wie Ihr's gewollt habt . . . O, was ist das für ein Tag!“ Klagte sie nun, und Tränen über Tränen fielen ihr auf die Hände nieder. „O, Herr Vetter, sagt mir doch um Gottes willen, was ist denn anders geworden, daß ich Euch nicht mehr recht bin?“

Jetzt wendete sich der Stiftsmeßner, der bisher mit dem Angesicht gegen den Ofen im Hintergrund der Stube gestanden war, langsam um und begann mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Elisabeth, du hast mir das Wort abgenommen. Alles habe ich wohl überlegt und ausgerechnet mit dem Heiratsvorschlag; alles hat seinen guten Sinn gehabt, was ich dir bisher eingeprägt habe, und besonders diesmal. Ja, es hat sich etwas verändert, und das bin ich selber, dein Vormund und Vetter. Du bist alt genug, um alles zu verstehen. Jeder ist sich selbst der Nächste, so heißt es im Geseß Gottes. Jeder soll zuerst für sich selber sorgen. Das will ich auch tun. Es ist Zeit, daß ich jetzt, wo ich dich großgezogen habe, nun auch an meine eigene Zukunft denke. Auf dich darf und will ich nicht rechnen. Jeden Tag kann einer kommen und dich holen; dann bin ich allein . . .“

„Lieber Gott, Vetter, saget doch so etwas nicht“, schrie das Bethle dazwischen, „an das denke ich doch gar nicht und hab' noch nie daran gedacht.“

„Und ich bin allein“, wiederholte hartnäckig der Meßner, „und darum habe ich nach reiflicher Überlegung den Entschluß gefaßt, mit Gottes Hilfe ehelich zu werden.“

„Herr Vetter!“ klang der Aufschrei des Mädchens fast gellend durchs Zimmer. Beinahe entsezt erhob sie sich jäh und starrte den schon alternden Vormund an. „Ist das wahr? wirklich wahr?“ Fast

verzweiflungsvoll bohrten sich ihre Blicke in die seinigen.

Der Gefragte schaute seitwärts und sprach mit einem gewissen Pathos in der Stimme: „Was ich gesprochen habe, habe ich gesprochen. — Und weiter will ich dir sagen: du hast die zukünftige Ehefrau deines Veters und Stiftsmeßners schon gesehen und mit ihr gesprochen.“

Verständnislos starrte das Mädchen den Vetter an.

„Heute vormittag in der Sakristei.“

„Um Gottes Barmherzigkeit, das kann nicht sein; das glaube ich nicht. Die . . . die . . .“

„Elisabeth, ich hab' meinen Willen, und was ich will, daran machst du nichts mehr anders. Die Zukünftige ist eine Witwe, hat keine Kinder, ist sparsam und schaffig und bringt ein schönes Stück Geld mit ins Haus. Heirate ich sie, dann gehören wir zusammen, können miteinander hausen und sparen. Ich komme über die bösen Zeiten, wie sie gegenwärtig sind, besser hinüber und in alten und franken Tagen habe ich eine Pflge, die nichts kostet.“

Totenbleich hatte das Bethle zugehört, jetzt sprach sie, und ihre Stimme klang leidenschaftslos und müde:

„Ja, Herr Vetter, ich sehe es ein. Verzeiht mir! Ihr seid Euer eigener Herr und der Herr im Hause! . . . Ich hab' nichts mehr zu sagen, alles ist aus . . . und keinen Platz hab' ich auch mehr im Hause . . . O, wie hab' ich das verdient, lieber Gott; ich hab' gemeint, ich habe alles recht machen wollen, und jetzt . . .“

Betha schwieg. Herzerreißend war der Ausdruck, mit welchem sie die letzten Worte nur halblaut, gleichsam für sich allein gesprochen hatte.

„Das ist nun einmal so“, sprach der Meßner. „Andere Leute sind auch verheiratet, und ein jeder sorgt zuerst für sich selber. Wenn meine Zukünftige ins Haus kommt, bist du übrig.“

Das Bethle schaute jetzt mit vollem Blick zu dem Stiftsmeßner auf:

„Der Herr Vetter hat doch“, sagte es zögernd, „wo die Schwester des Herrn Vetter gestorben ist, ihr in die Hand hinein versprochen, daß ich im Hause bleiben kann, solange der Vetter lebt, und ich hab' versprochen, daß ich immer da bleibe.“

Ausweichend erwiderte der Meßner:

„Aus dem Hause weisen will ich dich gerade nicht; in der hinteren Kammer wird's schon noch Platz geben für dich.“



Aber die Haushaltung muß die Frau führen. Du mußt halt sehen, wie du mit ihr auskommst. Aber das alles kannst du im Handumdrehen anders machen“, fuhr er jetzt mit erhobener Stimme fort, „du hast ja eine Gelegenheit — du brauchst nur zuzulangen, und ich rate dir noch einmal dazu. Du weißt, was ich meine.“

„Nein, und tausendmal nein!“ rief das Bethle, beide Hände wie zur Abwehr ausstreckend. „Lieber alles andere als das!“

„Betha, als dein wohlmeinender Vormund und Vetter“, begann der Mesner, nachdem er minutenlang nachdenklich geschwiegen hatte, aufs neue in väterlich klingendem Tone: „Eigentlich müßte ich dir zürnen, daß du meinen guten Rat verachtest, aber ich will ein Einsehen haben. Im Mesnerhause könntest du ja bleiben, aber ich glaube nicht, daß dies lange gut täte. Und wenn du dir nun wirklich einmal den Schmüller Franz in den Kopf gesetzt hast . . .“

„Das habe ich nicht, Herr Vetter —“ . . . und meinst, er und kein anderer müsse es sein, so will ich in Gottes Namen meine Augen zudrücken und nichts dawider sagen . . . aber das will ich dir gleich sagen: Geld kann ich dir nicht mitgeben.“

Fragend schaute ihn das Mädchen an. „Ja, das kleine bißchen Geld, die paar Gulden, die deine Mutter hinterlassen hat, sind sozusagen aufgebraucht für dich in der langen Zeit von zehn Jahren, da ich dich aus Barmherzigkeit ins Haus genommen habe. Wenn der Schmüller dich so brauchen kann, so mag es seinen Weg gehen.“

Nachdenklich hatte das Bethle zugehört. Jetzt erwiderte sie: „Ich danke dem Herrn Stiftsmesner für den guten Rat, und ich bitte, daß ich morgen den Nachmittag für mich haben darf. Ich will zu meiner Namenspatronin, der Guten Betha, nach Reute gehen — einen andern Rat weiß ich mir nicht. Es ist jetzt so viel auf einmal über mich gekommen, daß ich mich allein nicht mehr auskenne. Die Gute Betha hat schon so vielen armen Leuten geholfen, sie wird auch mir einen Weg und einen Trost wissen.“

„Wenn sie dir nur das Rechte eingibt, dann hast du deine Schuhe nicht umsonst abgenützt“, war die Antwort. „Aber noch etwas“, fügte der Mesner beinahe drohend an: „du sagst keinem Menschen in der Stadt etwas von meinem ehelichen

Vorhaben. Wenn es soweit ist, will ich schon selber reden. Untersteh' dich nicht, eine Schwäherei zu machen, sonst geht's dir böß.“

„Bei einem einzigen bloß will ich das Herz ausschütten“, antwortete Betha, „bei unserem Herrgott hochgelobt im heiligsten Sakramente.“

Wie erschrocken war der Mesner bei dem Klang der letzteren, feierlich gesprochenen Worte einen Schritt zurückgetreten. Dann sagte er gelassen: „Das habe ich natürlich nicht gemeint, das ist deine Sache.“

Der kurze Januartag war bereits in die Dunkelheit übergegangen, als das Fuhrwerk mit den aus Waldsee Zurückkehrenden auf der Landstraße von Haidgau nach Wurzach dahinstrasselte. Auf der einen Seite dehnte sich, von Nebelschwaden übersponnen, aus denen sich gespenstig schwarzes Gestrüpp und blattloses Strauchwerk aufreckte, das große Wurzacher Ried aus. Auf der anderen Seite der holperigen, aufgeweichten Straße erhoben sich über einzelnen Abhängen, unheimlich dunkel, mächtige Baumgruppen aus vorgehobenen Waldesteilen. Es war ungewöhnlich mildes Wetter. Nirgends lag Schnee, und der schwere Gaul am Einspanner hatte, obgleich der Weg kaum bergan ging, nicht eben leichte Arbeit, im Trab voranzukommen. Die Gültmeierin saß neben ihrem jüngeren Begleiter, der Leitseil und Leitsehe führte, vorne im Wägelchen, hinter ihnen der Memminger Schlome. Die Witwe war gesprächig; der Wein, den man im Hinterstübchen des Wirtshauses zu Waldsee beim Wurzacher Tor sich gemeinsam hatte schmecken lassen, hatte seine Wirkung getan. Die Mesnerwohnung, ihr künftiges Heim, meinte sie, sei gar nicht so übel gelegen: gleich beim Biberracher Tor, wo man alles sehe, was da aus- und eingehe, und wo man in ein paar Sprüngen vor der Stadt draußen oder wieder drinnen sein könne. Und in die Fenster sehen könne man einem auch nicht so leicht.

„Und der Stiftsmesner, wie gefällt der der hübschen Frau Gültmeierin?“ fragte der Schlome.

Sie lachte hell auf. „Meinetwegen könnte auch Waldsee ohne den Stiftsmesner sein. Ohne den dünnen langweiligen Kerle, der in seinem schwarzen Kittel aussieht wie ein Leichenjager,



könnte ich schon noch leben. Aber es ist eine so schöne Gelegenheit, die muß man ausnützen. In der Fischwirtschaft am Illerhäusl tut's kein gut mehr, die bairischen Gendarmen schnüffeln noch ärger als die Württemberger. Es ist Zeit, daß ich weiterkomme; ich hab' immer was gehalten auf ein gutes Ansehen und will nicht vor's Gericht kommen."

"Ja, die Frau Gültmeierin ist eine geschickte Frau, eine vorsichtige Frau", lobte der Schlome. "Und wenn sie bald Stiftsmeßnerin ist, so wird sie eine angesehene Frau und kann auch dort nebenbei was verdienen. Ich glaube, wir werden auch manchmal ein kleines Geschäftchen mit einander machen. Beim Stiftsmeßner gehen ja die Leute genug aus und ein, er kennt die ganze Stadt und das Land auf drei Stunden im Umkreis."

"Ja", erwiderte sie schmunzelnd, "ich hab' mir schon was ausgedacht. In Waldsee sind nicht lauter reiche Leute."

"Wie zum Beispiel der Härtl", fügte der Schlome ein.

"... da gibt's gewiß manches Haus, wo das Geld ausgegangen ist und wo man es doch keinen Menschen merken lassen will. Das kommt ganz von selber bei dem Hungerjahr und den schlechten Zeiten..."

"Scheltet mir die Zeit nicht, Frau Gültmeierin, die Zeit ist gut — ist gut, sage ich, Frau Gültmeierin."

"Ja so", lachte jetzt der schwarze Fuhrmann; "für den Schlome sind die schlechten Zeiten die besten."

"Der Vere ist ein ganz Gescheiter", sagte die Fischwirtin. "Aber was ich sagen wollte: in so manchem Haus heißt es jetzt, helf' was helfen mag gegen das Hungersterben. Da gibt es silberne und goldene Uhren, Ohrringe und Broschen und alte Silberdosens und Patenlöffel oder ein halb Duzend Bestecke, Seidentücher oder einen alten, kostbaren Schal und feine Leinwandstücken: das versteht man — aber ganz in der Stille, daß kein Mensch etwas davon erfährt, und da ist dann die Stiftsmeßnerin gerade die rechte Person. Beim Meßner kann man ein- und ausgehen, das fällt keinem Menschen auf — ich kann mit allen Leuten sprechen und ihnen schöntun, und schweigen kann ich auch — und wenn das Jahr herum ist, dann muß sich ja zeigen, daß ich ein gutes Geschäft gemacht habe."

"Da möchte man der Zukünftigen vom Stiftsmeßner neidig werden", meinte der

Schlome; "ja, die Frau Gültmeierin weiß, wie man Geld macht."

"Der Meßner weiß es auch", erwiderte sie lachend.

"Das glaub' ich, das weiß ich", sagte der Schlome. "Die Frau Fischwirtin Gültmeier vom Illerhäusl ist eine frische Frau, eine stattliche Frau und um 10 Jahre jünger als der Meßner; aber — die Frau Gültmeier soll mir's verzeihen — ich meine, der Stiftsmeßner tät seinen ledigen Stand nicht verändern, wenn die Frau Gültmeier nicht das viele Geld hätte."

"Hahaha!" lachte die Frau laut und fast schrill in die Nacht hinein. "Wie hoch meint Ihr, Schlome, daß er mich einschätzt?"

"Auf dreißigtausend zum mindesten."

Und wieder lachte die Fischwirtin laut auf.

"Ist's nicht soviel?" sagte jetzt der junge Kutscher.

"Habt Ihr's ihm nicht gesagt? Weiß er nicht, wieviel Ihr mitbringt?"

"Ihm bring' ich überhaupt nichts mit — jedes macht seine Geschäfte für sich, bloß, daß wir zusammenhelfen und eins das andere erbt — wenn's einmal soweit kommt. Also braucht er auch nicht zu wissen, was ich noch habe, auf Heller und Pfennig. Er weiß überhaupt noch vieles nicht", warf sie dann gleichmütig hin.

Jetzt lachte der schwarze Knecht laut auf.

"So zum Beispiel weiß der Meßner nicht, daß er heute dem Schwarzen Vere von Zusmarshausen, nach dem die bairischen Gendarmen sich die Füße schier ablaufen, das Silberzeug in der Sakristei von Waldsee gezeigt, und daß er mit ihm zu Mittag gegessen hat, hahaha!"

"Nicht so laut, Gültmeierin", beschwichtigte erschrocken der schwarzhaarige Bursche an ihrer Seite.

"Ja, Vere", sagte die Wirtin, "Die Frechheit sieht nur dir gleich, daß du am helllichten Tag durch Waldsee gehst. An deinen pechschwarzen Haarschöpfen kennt dich ja jedes Kind."

"Im Bährischen schon", beruhigte der Vere; "aber da sehen sie mich nicht so bald wieder. Jetzt geh' ich im Württembergischen meiner Profession nach, wo man noch nichts von mir weiß. Gerade da oben herum paßt mir's; deshalb habe ich mir das Nest einmal angesehen. Da gibt's Einödhöfe und Häuser genug, wo man was holen kann, und reiche Bau-



ern und Wald und Moor und Ried und auch Kameraden, mit denen man etwas machen kann; der Bregenzer Seppel, der einäugige Fidele und der Schleiferstoni; und einen Unterstand findet man gewiß auch: hab' schon so was vom Riedhäusl und vom Storchenhäusl im Aulendorfer Wald gehört. Da gib't's ein lustiges, vergnügenes Leben, das freut mich.“ Er schmalzte vergnügt mit den Fingern. „Und wenn's einmal Ernst gilt“, fügte er mit kalter Entschlossenheit an: „mein Stuken und mein Schwarzbörnprügel fehlen nie.“

„Hab' nichts gehört, will nichts gehört haben“, wehrte ängstlich der Schlome ab. „Will nichts von solchen Sachen wissen. Ich komme und gehe bloß zu kaufen und verkaufen und Geschäfte zu machen. Frau Gültmeierin, was sagt sie zu der Sakristei? Viel Silber, schwer Silber — und erst die Monstranz mit den schönen Steinchen. Da wird die zukünftige Frau Stiftsmeßnerin stolz ein- und ausgehen und die köstlichen Stücke und die Goldsachen ansehen können, solange sie mag, und in die Hand nehmen . . .“

„Wenn nicht wieder des Mesners Bäsle dreinfährt“, spottete der Schwarze Vere und lachte hell auf.

Ein Fluchwort kam über die Lippen des Weibes; jäh war sie aufgefahren und, die Hand zur Faust ballend, rief sie: „Einmal und nicht wieder hat es das scheinhellige Mensch, die zornige Gans mir so gemacht! Mit ihr bin ich jetzt schon fertig. Rundweg hab' ich dem Mesner gesagt: Entweder sie oder ich. Solange sie im Hause ist, tue ich keinen Schritt hinein. In die Hand hat er's mir versprechen müssen, daß er dem Mensch ausbietet. Mir soll sie nicht mehr unter die Augen kommen. Hingehen kann sie, wo sie will. Ungern hat der Mesner ja gesagt; aber ich, ich hab' erklärt: dann hat er mich gesehen und sieht mich nie wieder.“

„Ist ein blühjauberes Mädchen“, meinte der Schwarze Vere.

„Kannst sie ja trösten“, war die Antwort des Weibes, „und mit dir nehmen.“

„Meine Günzburgerin tät ihr ja die Augen auskratzen“, lachte er; fügte aber dann, ernst geworden, an: „Nein, so eine ist des Mesners Bethle doch nicht. Sie hat mir gefallen, aber nicht auf eine schlechte Art.“

„Wart nur, Vere“, spottete sie, „die fromme Gans befehrt dich am Ende noch und macht einen Betbruder aus dir.“

Jetzt tauchten Lichter vor dem Fuhrwerk auf: Wurzach war erreicht.

„Hier möchte ich absteigen“, erklärte der Schlome, „hab' noch einige Geschäfte zu machen.“ Ehe er abstieg, sagte er noch vertraulich, nachdem er der zukünftigen Stiftsmeßnerin von Waldsee alles Glück gewünscht hatte: und wenn einmal in der Sakristei etwas in altem Silber zu machen wäre, oder an alten Paramenten, oder wenn gar der alte Herr Stiftspropst sich bewegen und bereden ließe — und da könnte die zukünftige Frau Stiftsmeßnerin, die so eine geschickte Frau sei und die Worte so gebildet zu sehen wisse, gewiß auch viel ausmachen —, die veraltete Monstranz, die ja ganz aus der Mode sei, abzugeben und ein neues, nach dem jetzigen Stil gearbeitetes, großes Stück anzuschaffen, dann möge die Frau Stiftsmeßnerin seiner gedenken, daß er das Geschäft machen dürfe: ihr Schaden werde es gewiß nicht sein. Dann stieg er ab und wünschte gute Nacht.

Wurzach lag bereits hinter den beiden, welche das Fuhrwerk der bayerischen Grenze zuführte. Längere Zeit hatte die Gültmeierin geschwiegen. Jetzt stieß sie den Vere an und sagte halblaut: „Vere, was meinst du zu der Monstranz und dem vielen Silber? Der Jud braucht keinen Profit daran zu machen. Wenn du einmal drüben um Waldsee herum dich eingewöhnt hast und ich Mesnerin bin, . . . meinst du nicht . . . es könnte sich einmal schicken . . . daß . . . daß“ . . . — ihre Stimme sank zum leiseften Flüsteren herab — „daß du der Sakristei in einer dunklen Nacht — einmal einen Besuch machtest?“

Der Schwarze Vere fuchtelte mit der Peitsche in der Nachtlust herum, spuckte aus und sagte dann tief aufatmend: „Gültmeierin — daran hab' ich doch nicht gedacht. In eine Kirche . . . bin ich nie eingebrochen . . . ich kann's nicht recht sagen, warum. Wo es sonst etwas zu holen gibt . . . wenn's eine gute Gelegenheit ist, da fürchte ich den Teufel nicht. Aber . . . in eine Kirche hinein . . . bei Nacht . . . ich glaub', da müßte mir was passieren. Mit dem will ich nichts zu tun haben. Vielleicht kommt mir's später einmal anders“, schloß er und spuckte abermals aus.

Daß aber in dem Augenblick, in welchem die Versucherin ihm den Gedanken des Gottesraubes ins Herz hinein träufeln wollte, ohne daß er wußte, wie



es kam, die reine Mädchengestalt der schönen Betha wie ein Engelsbild vor seiner Seele stand und daß er, um dieses Bild nicht zu trüben, der Versucherin nein sagte: das blieb sein Geheimnis.

Das magere Mittagessen, welches im Mesnerhause wie alltäglich nach dem Esfuhrläuten eingenommen wurde, war vorüber; des Mesners Bethle machte sich, nachdem sie noch ein Stückchen Schwarzbrot sich abgeschnitten, sogleich auf den Weg nach Reute.

„Bis es eins schlägt“, sagte sie ruhig, beinahe geschäftsmäßig zu dem Vetter, „bin ich schon lange bei der Guten Betha, und ehe es völlig Nacht wird, will ich wieder hier sein. Behüt' Gott, Herr Vetter!“

Rasch und elastisch schritt das Mädchen über den unteren Kirchplatz, vorüber an der Wohnung des Stiftspropstes und dann weiter hinaus, am Schloßsee vorbei, Steinach zu.

„Wohin so eilig, Bethle?“ klang plötzlich eine Stimme an ihr Ohr. „Pressiert's so?“ Es war Olmüllers Franz, welcher eben von der Mühle her sie einholte, Schaufel und Hacke auf der Schulter; er wollte allem nach bei der günstigen Witterung die Wassergräben auf den Wiesen in Ordnung bringen.

„Nach Reute gehe ich“, erwiderte das Mädchen, ohne indessen Halt zu machen. „Freilich pressiert es, um vier Uhr ist es schon wieder Nacht.“

„Dann wünsche ich gute Andacht, Bethle. Aber warum denn so allein? Hast keine Angst, wenn du in die Nacht hineinkommst?“

„Will schon noch vor der Nacht daheim sein“, war die Antwort. „Behüt' dich Gott, Franz!“ Und rasch eilte sie wei-

ter. Als sie nach einem Vierteltündchen an der stattlichen Brauerei von Steinach vorüberging, stand die Wirtin am Fenster. Sie öffnete dasselbe und rief dem Bethle zu, einen Augenblick hereinzukommen. „Du gehst doch nach Reute“, sagte sie; „hast wohl für den Herrn Stiftspropst eine Bestellung zu machen beim Pfarrer Rosenlächer, und weil du da doch ins Pfarrhaus kommst, so könntest du auch dem Vikar Ferdinand Sonntag, meinem geistlichen Vetter, etwas von mir mitbringen. Es ist ja so eine teure, böse Zeit, und wenn man jung ist, braucht man auch was. Gestern habe ich gebacken; so täte ich dir halt recht danken. Das Brot ist schon um etwas besser, als er's oben kriegt, wo man auch froh ist, wenn bloß Rüben darin sind und nichts Minderes. Der Herr Vetter Vikar soll aber der alten Schwester Klara im Klosterlein auch ein Stück davon geben. Sie kann ja das Hungerbrot schon gar nicht brauchen für ihren Magen.“

„Zur Schwester Klara will ich ja gerade gehen“, erwiderte das Bethle, „da nehme ich das Brot freilich gern mit.“

Die Wirtin schnitt den großen Leib des frisch gebackenen, duftenden Brotes auseinander und steckte die Teile samt einer Zugabe für das Bethle in die strohgeflochtene Armtasche und meinte dann, auf dem Rückwege solle sie wieder ankehren.

„Vergelt's Gott!“ lächelte das Bethle; „ich habe gerade genug zu tun, um noch vor Betläuten daheim zu sein.“

„Dann kommst halt ein andermal, Bethle“, war die Antwort, und der so mütterlich freundliche Blick und die Stimme der Frau Bräumeisterin ließen deutlich erkennen, daß diese Einladung aufrichtig gemeint war.

(Fortsetzung folgt).

### Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten. Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.



## Gebetserhörungen

Kanada: W. P.: Sende Gabe von . . für hl. Messen zu Ehren des hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, heil. Gerhard, hl. Cajeta als Dank für Beistand in einer Geldangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

Erpanse, G. B.: Innigsten Dank der lb. Mutter Gottes, der hl. Anna, hl. Barbara, hl. Gertrud, hl. Franziskus Xaverius und der hl. Theresia in großer Linderung meines Herzleidens.

Alton, J. C.: Missionsalmosen von . . . in Erfüllung eines Versprechens.

Alstätten: Durch die Fürbitte des hlst. Herzens Jesu, des hl. Joseph und hl. Antonius und der Armen Seelen ist mir in großer Not geholfen worden.

Balsthal: Auf ganz wunderbare Weise wurde uns durch die Fürbitte des hl. J. Thaddäus in geistlichen Angelegenheiten geholfen.

Motten: Dank dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus für schnelle Erhörung in einer schweren Krankheit.

Pinsberg: Der lb. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, dem heiligen Jud. Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. sei Dank für Erhörung in einem Anliegen.

N. N.: Anbei ein kleines Opfer als Dank dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in großer Not.

Mühlwald: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Innigsten Dank der unbefleckten Gottesmutter, dem hl. Joseph, der hl. Theresia v. K. I., dem hl. Ignatius und allen Heiligen für das Gelingen einer überaus schwierigen Operation und auffallende Hilfe.

München: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Jud. Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. für Erlangung einer Staatsstellung.

Königsstein: Innigen Dank dem hl. Joseph für erlangte Hilfe.

Günzburg: Antoniusbrot zum Dank für Erhörung.

Schl. U.: Durch die Fürbitte des heil. Petrus Kanisius und Auflegung einer

Reliquie bin ich von einer Rippenprellung geheilt worden.

R. St.: Durch die Fürbitte des hl. Joseph bin ich von Rieferknochenerkrankung geheilt worden, dann wurde mir wieder durch die Fürbitte des hl. Joseph in einer sehr schwierigen Geldangelegenheit geholfen. Veröffentlichung war versprochen.

Durch die Fürbitte der hl. Theresia v. K. I. und des hl. Antonius und Jud. Thaddäus habe ich die Gesundheit wieder erlangt.

Vielen Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita und der hl. Theresia v. K. I. für erlangte Hilfe in mehreren Anliegen.

Ehre, Preis und Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, der hl. Theresia, allen Heiligen und den Armen Seelen für Hilfe in schwerem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Felben: Aus Dankbarkeit lassen wir ein Heidenkind loskaufen, das den Namen Eugen tragen soll und sagen innigsten Dank dem Gärner Jesuskind, der lb. Muttergottes, der kl. hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in schwerer Krankheit und bitten um weitere Hilfe.

Herbstein: Dank der hl. Theresia; in einem besonderen Anliegen erhört.

Holzkirchen: Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der kl. hl. Theresia für gut verlaufene Operation.

Brohl: Anbei sende ich ein Missionsalmosen als Dank der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Joseph und dem hl. Benediktus für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Irlich: Dem hl. Antonius und dem hl. Franziskus Xaverius sei Dank für Hilfe in einem besonderen Anliegen.

Wormelbingen: Anbei sende ich . . . Fr. zur Taufe eines Heidenkinds als Dankagung für eine erhörte Bitte.

Eidenborn: Dank dem hl. Joseph für öftere Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Schönecken: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Jud. Thaddäus, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen, durch deren Fürbitte mir wunderbar geholfen wurde.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.  
Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimsingen, Bahr-Schwaben.



Von diesen 35 000 Pfändungen sind 12 000 pro Tag fruchtlos.

Als Folge dieser fruchtlosen Pfändungen werden täglich 8000 bis 10 000 Offenbarungsbeide geschworen. Davon in Berlin allein 500 bis 700.“

Diese nüchternen Zahlen sprechen eine erschütternde Sprache. Man könnte aus diesen Zahlen mancherlei Folgerungen ziehen, nicht zuletzt auch die, daß es in diesem verarmten Deutschland für die Wirtschaft sehr gefährlich ist, das Kreditssystem uferlos und bedenkenlos aufzubauen. Allein darauf hinzuweisen, ist nicht der Zweck dieser kurzen Ausführungen. Wir wollen durch diese Zahlen in der Hauptsache zeigen, daß der Mittelstand in Deutschland in vollständiger Auflösung begriffen ist. Daß diese angeführten Zahlen für die großkapitalisti-

schen Unternehmungen nicht gelten, versteht sich am Rande, auch in der Arbeiterbevölkerung werden von den 36 Millionen Wechsellern, die jährlich präsentiert werden, die wenigsten kursieren, und man darf wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß die jährlich zu Prozeß gehenden 10 Millionen Wechsel meist an die Sore der Landwirtschaft und der mittelständlerischen Wirtschaft gepocht haben.

Wenn man diese Zahlen überdenkt, wird man sich kaum mehr wundern können, daß die Kaufkraft in den letzten Monaten so katastrophal gesunken ist. 2,5 bis 3 Millionen Arbeitslose, eine vollständig verarmte Landwirtschaft und eine verpfändete und durch und durch verarmte mittelständlerische Wirtschaft, das ist eine Bilanz, die vom Bankrott nicht sehr weit entfernt ist.“

## Gebetsempfehlungen

Mehrere Wohltäter nach ihren Meinungen.

Eine Förderin in den Anliegen ihrer Familie.

Um Befehrung der Sünder.

Mrs. H. E.: Ich bitte um eine neun-tägige Andacht zur hl. Mutter Maria und hl. Mutter Anna, daß sie am Thron Gottes für uns flehen, damit der lb. Gott uns bald mit Kindern segnen würde. Bei Erhörung Almosen.

Um Befehrung meiner Söhne.

Um Gesundheit meiner Tochter.

Daß mein Mann nicht mehr trinken würde.

Um Segen und Wohlergehen in der Familie.

Bitte um einen guten Ausgang einer Operation.

Widnau: Bitte um das Gebet für meine Tochter um seelische Zufriedenheit, um eine gute Standeswahl und eine gute Stelle bei guten Leuten.

Um guten Hausverkauf.

M. N.: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und zu Maria von der immerwährenden Hilfe und den lb. Armen Seelen für einen verirrten Sohn und sonstige Anliegen. Bei Erhörung ist ein Heidenkind versprochen.

M. N.: Send anbei ein Missionsalmosen mit der innigen Bitte um das Gebet zum hl. Jud. Thaddäus und den armen Seelen für schwere Familienan-

liegen und für einen im Glauben verirrten Vater.

Um Verhinderung einer Mischehe.

Derendingen: Bitte um das Gebet um Heilung eines kranken Knies, zum lb. Garner Jesuskind, zum hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. I.

L. R.: In schwerster Bedrängnis und Sorge um ihre Existenz, bittet eine Familie um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum heil. Joseph und zum hl. Jud. Thaddäus um erfolgreiche Erhörung und Beistand. Bei Erhörung ein Heidenkind und Missionsalmosen.

Düsseldorf: Eine Förderin unserer Mission bittet ums Gebet zum hl. Jud. Thadd. um die Gesundheit ihres Vaters.

Lengsfeld: Eine langjährige Verg.-Leserin bittet um das Gebet in verschiedenen Anliegen.

Münster: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur Muttergottes v. d. immerwährenden Hilfe und zum hl. Joseph und Antonius in verschiedenen Anliegen.

Briedel: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet in schweren Anliegen um das Gebet.

Traar: Eine nervenranke Frau bittet ums Gebet zur lb. Muttergottes und zum hl. Antonius.

Oppolz: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und den Armen



Seelen um Hilfe in mehreren Anliegen.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin und Familienmutter bittet dringend um das Gebet zu Ehren des hl. Herzens Jesu, der Muttergottes v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, hl. Rita, hl. Theresia v. K. J. und den Armen Seelen um Hilfe in schwerer Krankheit. Bei Erhörung will ich zum Liebeswerk des hl. Paulus ein Opfer senden.

Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Rita und hl. Theresia v. K. J. und den Armen Seelen um eine passende Stellung und ein christliches Familienleben.

N. N.: Bitte um das Gebet in einem langjährigsten geistigen Leiden.

Würzburg: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in verschiedenen schweren Anliegen.

Regensburg: Eine franke Verg.-Leserin. — Eine Person um gute Stellung. E. B.: Um Heilung von Krankheit und Gehorsam der Kinder.

Reigersdorf: Ein schwer Kranker bittet um das Gebet zur hl. Familie, zum heil. Jud. Thaddäus, zur hl. Theresia v. K. J. um Heilung eines schweren Leidens.

Rottwitz: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Nikolaus, zur hl. Rita und den hl. 14 Nothelfern in Kauf- und Geldangelegenheit.

N. N.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und allen lb. Heiligen um Hilfe in schwerer Not.

Romorn: Um Bewahrung vor weiterer Operation.

## Es starben im Herrn:

Legden: Frau von Pape, Mutter einer eifrigen Gönnerin unserer Mission.

Borken: Johann Schäpers, 80 Jahre alt; ein langjähriger treuer Förderer unserer Mission.

Columbus, Ohio: Frau Anna Neugebauer, langjährige Förderin u. Wohltäterin unserer Mission.

Heppendorf: Frau Bauer, Frau Wolf, Frau Schmitz, Frau Bongartz, Hubert Brücken, Johann Schük. Fliehem Fr. Heinzen. Hegensdorf: Konrad Harbes. Bockum: Frau B. Splittthöfer. Düren: Lehrer Frik Bernstorff. Theilheim: A. Maria Wegmann. Stadtlauringen: J. Heid. Gramschak: Margareta Büttner. Willersdorf: Erhard Bauernschmitt. Friedberg: Kath. Seiz. Motten: Randita Drüschler. Berching: A. Maria Lengenfelden. Alttötting: Kreszenz Altmanns-

berger. Luttingen: Scholastika, Philipp und Joseph Betringer, Lorenz und Soph. Nägele. Rothenbach: Frau Feh. Thalmaßing: A. Maria. Großmus: Martin Lohr. Leugas: Andr. Schmid. Romorn: Justina Filo. Stainz: Julie Doser. Hubenberg: Johann Neuner. Althreuberg: Mathilde Kade. Ravensburg: Ver. Emhart, Margareta Schuster. Trenseldorf: Johann Jenf. Böhlingen: Aloisia Graf. Dollstein: Maria Hecke. Chicago: Theresia Baier, Karl Schmidt. Earling: Johanna Berkes. Doniphan: J. Geisendorfer. Jetmore: Ida Schlereth. Iron Mountain: Herr Hebein. West-Point: A. Maier, Wilh. Böggeler. Brooklyn: Barbara Göb, Frau Raicher. Pittsburg: Sophia Kersting. Campbellsport: Alma Wölkel. Racville: Fr. Lordemann. Pittsburg: Kreszentia Sperl.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

## Empfehlenswerte Bücher

Der Segen von Konnersreuth. Grundsätzliches und Geschautes. Ein Volksbüchlein. Von Pfr. Dr. Franzmayer. 123 Seiten mit 4 Bildbeilagen. Kart. RM. 1.20. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Willingen, Baden.

Dadurch steht die neue Schrift einzig da, daß sie den Beziehungen zwischen der hl. Theresia

vom Kinde Jesu und der Theresia Neumann viel genauer nachgeht, als die bisherigen Schriften. Für alle Theresienverehrer ist sie daher eine willkommenen Gabe. Der Verbilligung ist die größte Sorgfalt zugewendet, so daß wir hier nicht ein Büchlein vor uns haben, das man eifertig liest und dann für immer weglagt, sondern an dem man sich auch weiter noch erfreut und erbaut.



**Die Frömmigkeit Jesu Christi.** Von Otto Cohauss. S. 3. 320 Seiten. Kart. RM. 4.50; Ganzlein. RM. 5.50. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Nicht nur allen, denen es selbst um wahre Frömmigkeit zu tun ist, sondern auch allen, die andere darin zu leiten haben, wie Predigern, Seelenführern, Novizenmeistern und Novizenmeisterinnen, Obern und Oberinnen, Lehrern und Lehrerinnen, dürfte es für ihren Zweck Anregung, Stoff und sichere Richtlinien bieten. Was ist denn wichtiger, als daß in dem heutigen Wirrwarr die Christenheit sich wieder auf die ihr eigentümliche Form der Frömmigkeit besinn?

**Freudenflämmchen.** Mutter Maria Rita Schauer, Priorin der Benediktinerinnen von der ewigen Andeutung in Bonn-Endenich. Herausgegeben von den Benediktinerinnen, Bonn-Endenich. 218 Seiten mit einem Titelbild. Kart. RM. 2.50; Ganzlein RM. 3.— Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Möchten die „Freudenflämmchen“ nicht nur in vielen solcher Seelen erleuchtend, erweiternd und beglückend aufleuchten, sondern auch manches bekümmerte, von der Last des Lebens beschwerte Herz mit einem Strahl des Friedens erhellen, den die Welt nicht zu geben vermag. Welch herrliche heroische Seele leuchtet uns aus diesem Buche entgegen!

**Eternbücherei für kleine Leute.** Erzählungen und Märchen für die Jugend von 7 — 13 Jahren. Jeder Band mit 4 ganzseitigen bunten Bildern und vielen Textillustrationen. Jeder Band in Ganzlein RM. 3.20. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

1. Häsi und Hosi. Erzählung von Th. Jenner. Mit Bildern von J. Bohatta-Morpurgo 76 Seiten.
2. Die weiße Misch und andere Märchen. Von M. Seemann. Mit Bildern von J. Bohatta-Morpurgo. 76 Seiten.

Der Jugend werden hier wirklich schöne, edle Gaben geboten, wie man sie nicht besser in die Hände der kleinen Leute legen kann. Da ist „Häsi und Hosi“, die Geschichte aus dem Leben einer Haisenfamilie, die das traurige Ende des ungehoramen „Häsi“ zeigt und damit allen Kindern die Folgen dieses bösen Fehlers recht lebendig vor Augen führt. Aber dem zweiten Büchlein „Die weiße Misch“ schwebt das Hauberwort „Es war einmal“ und führt hinein in eine bunte Märchenwelt mit ihrem tiefen Sinn und ihren übergeistigen Schönheiten.

**Die koreanischen Märtyrer.** Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von P. Reinhold Hoch, D. S. B. 270 Seiten. Halblein geb. RM. 7.50. Mit 16 Illustrationen. Missionsverlag, St. Ottilien, Oberbayern.

Dieses Buch belebt aufs neue unseren Seelenelster, erweckt andächtige Verehrer der seligen Märtyrer Koreas und macht uns alle zu treuen Freunden ihres Missionslandes und dessen Missionare von St. Ottilien. An Gottes Thron werden die heiligen Blutzeugen uns dann sicher nicht vergessen.

**Papst Pius XI. Zum goldenen Priesterjubiläum des hl. Vaters.** Von Dr. Alfons Faulhaber. 132 Seiten mit Lebensbeschreibung des Papstes, Papstmesse, Papstaubien, Jubiläumsablassvorschriften, allen Ablassgebeten, vollständiger Meßandacht und Bildern. 75 Pfennig — Verlag Karl Aug. Seyfried & Comp. München 2, SW 2, Schillerstraße 28.

Der Preis ist sehr niedrig und so gehalten,

daß jeder Gläubige sich das bildende Werkchen anschaffen kann. Es gibt kein Buch, das so billig ist und dabei eine umfassende Kenntnis über das Leben des hl. Vaters und die aktuellsten Fragen des Papsttumes vermittelt.

**Das Jahr des Heiles 1929, 2. Band.** 600 Seiten, Kart. RM. 2.50. Ganzleinband RM. 3.50 — Verlag: Volkstümliches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien.

Der vielerwartete 2. Band des Klosterneuburger Liturgie-Kalenders ist nun erschienen. Er beginnt mit den Tagen der Karwoche und umfaßt den restlichen Teil des Kirchenjahres. — An Hand des Direktoriums enthält der Kalender die entsprechenden Angaben der liturgischen Tagesfeier. Er bringt für jeden Tag eine vertiefende, das rechte Verstehen und Erleben erweckende Einführung in die Grundgedanken der Tagesliturgie, geschichtliche Hinweise zur heutigen Liturgie wie zur Heiligenverehrung. Daneben bringt der Kalender fast für jeden Tag Texte aus Schrift und Predier. So wird er für den das Kirchenjahr Mitfeiernden zugleich ein tägliches Lesebuch.

**Jubelbüchlein.** Von M. Balder. 96 Seiten RM 0.50. Verlagsbuchhandlung Laumann, Sülmen. Es nimmt Bezug auf das Papstjubiläum und besonders auf das Gnadenjahr und unterrichtet über die Jubiläumsablässe und die Bestimmungen zu deren Gewinnung.

**Die Bekenntnisse des hl. Augustinus in Auswahl** wiedergegeben von Friedrich Rüder. 158. Selt. Kart. RM. 1.50. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München.

Unter allen Werken des großen Augustinus hat keines zu allen Zeiten so weitgehendes Interesse gefunden, als seine „Bekenntnisse“, die er nach seiner Belehrung in einem genialen Rückblick auf die Irrwege seines Lebens schrieb. Sie erweisen ihn als einen durchaus modernen Schriftsteller, der in geistiger Durchdringung und Darstellung tiefter Fragen seiner Zeit weit voraus geist ist.

**Straße um die Kirche.** Zwölf Weltstadtsprache. Von Elisabeth Louise von Brandt. 76 Seiten. Brosch. 50 Pfennig. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Die Verfasserin versteht es ausgezeichnet, uns in Form von Zwiegesprächen einen Einblick in die Seele des modernen Großstadtmenschen tun zu lassen, der die Kirche nur mehr „von außen ansieht“. Die Gottessehnsucht der „von Haus aus christlichen Seele“ erwacht wieder.

**Religion des jungen Menschen.** Von Dr. Eihamer. 172 Seiten. Kart. RM. 3.40; Leinw. RM. 4.20. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Eltern und Erzieher können viel von Eihamer lernen. Geradezu künstlerisch weckt er ideale Empfindungen und Wünsche in der Jugendseele und führt sie zu religiösen Quellen. Er überredet nicht, er redet einfach über Religion. Er erpreßt keine religiösen Vorsätze, er überzeugt aber von der Notwendigkeit religiösen Lebens. Er erzieht zu einer besseren, ernstern, männlichen, zur religiösen Überzeugung.

**Officium Marianum.** Kurze Anleitung, die Psalmen und Cantica mit Andacht zu beten. Von P. A. Misinger, S. J. 60 Seiten. Preis 30 Pfg. Kanisiuswerk, Konstanz, Baden.

Das Büchlein von P. Misinger bietet trotz seiner Kürze eine ganze Reihe anregender Gedanken. Es will jedoch keine Psalmenübertragung und -erklärung bieten, sondern möchte nur ein bescheidenes Hilfsmittel sein zum andächtigen Chorgebet für solche, denen ein eingehendes Psalmenstudium wegen Zeitmangel nicht möglich ist.

**Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,  
der unterstützt und fördert das Missionswerk der  
Mariannhiller Missionare!**



Am 2. Juni 1929 wurde

## DON BOSKO

der größte Pädagoge des vergangenen  
Jahrhunderts selig gesprochen.

Um die echt evangelischen Erziehungsgrundsätze dieses Heiligen in möglichst vielen Familien bekannt zu machen, haben wir uns entschlossen, die nachfolgenden zwei Werke *für unsere Leser zum einmaligen Ausnahmepreis von je RM. 1. —* abzusetzen. Gültig bis zum 15. September 1929.

### Don Johannes Bosko

Von D. W. Mut  
80 Seiten; reichlich illustriert

*Eltern, Kindern die hehre Gestalt des großen Kinderfreundes Don Bosko recht nahe zu bringen bezweckt dieses Schriftchen. Unter dem vielen Interessanten aus seinem Leben voll von nie gehörten Wundertaten und großem Gottvertrauen liegen wie Edelsteine verborgen seine echt christlichen Erziehungsgrundsätze, Kernsätze für jede katholische Familienerziehung. — Nimm und lies!*

### Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem

Von D. W. Mut  
120 Seiten, mit einem Titelbild

*Wie Freiheit und Gehorsam Hand in Hand gehen sollen, um auch unter schwierigsten Verhältnissen den Erziehungszweck zu erreichen, zeigt ein kleines, aber für die praktische Erziehung außerordentlich gehaltreiches Schriftchen: Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem. Was Freiheit, Freude, Gehorsam in der Erziehung des großen Don Bosko bedeuten, ist hier mit wahrhaft werbender Kraft ausgezeichnet.*

Zu beziehen nur vom:

**St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.-Schw.)**